

SOMMERFRISCHE

SOMMERFRISCHE

Zum kulturellen Phänomen der Erholungslandschaft

INHALT

Wolfgang Kos	
Die touristische Kulturlandschaft	5
Mario Schwarz	
Die Villenarchitektur im Süden Niederösterreichs	16
Christian Rapp	
Landschaftskonstruktionen – Bergsteiger und Gebirgsfotograf	23
Dieter Kramer	
Sanfter Tourismus – Berghütten in den Alpen	26
Viktor Wallner	
Die „Bauschübe“ in Kurorten und ihre (meist personellen) Ursachen am Beispiel von Baden bei Wien	29
Wolfgang Huber	
Das Kamptal und seine Bäder – Zur Geschichte und den heutigen Problemen	33
Walter M. Chramosta	
Tödliches Torkeln im allmächtigen Almrausch – Die alpine „Fremdenverkehrsarchitektur“ bemerkt nicht einmal ihre bevorstehende Selbstausslöschung	39
Hiltraud Ast	
Die Gutensteiner Sommergesellschaft	46
Literatur	48
Notizen zum Thema Umweltbelastung	49
Aktuelles aus der Denkmalpflege in Niederösterreich	51

Redaktionskomitee: Gerhard Dafert
Werner Kitlitschka
Gerhard Lindner
Kurt Waldhütter

Herausgeber und Verleger: Amt der NÖ Landesregierung, Abteilung III/2, Kulturabteilung

Leiter: Univ.-Doz. Dr. Georg Schmitz, Herrngasse 9, 1014 Wien

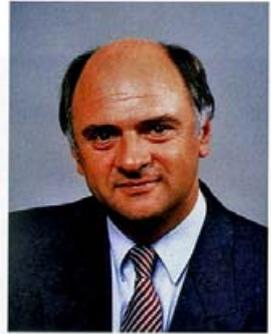
Redaktion und Gestaltung: Arch. Dipl.-Ing. Gerhard Lindner, 2500 Baden

Hersteller: Druckerei Ferdinand Berger Gesellschaft m.b.H., 3580 Horn

Fotos: Johanna Fiegl, Wolfgang Huber, Gerhard Lindner, Christian Schörg, Mario Schwarz, Archiv Bundesdenkmalamt, Archiv Museum in der Alten Hofmühle – Gutenstein, Bundesdenkmalamt – Labor, Bildarchiv Österreichische Nationalbibliothek, Bildstelle Amt der NÖ Landesregierung

Titelbild: Zimmer im Kurhaus Semmering

Linie: Information über denkmalpflegerische Vorhaben im Land Niederösterreich, in Zusammenarbeit mit dem Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für Niederösterreich



Landeshauptmann-Stellvertreter
Dr. Erwin Pröll

Die nun beginnende Urlaubszeit wird manche Leser auch in traditionelle Sommerfrischegebiete führen. Einige davon werden bereits modernisiert, den aktuellen Bedürfnissen heutiger Kur- oder Urlaubsgäste angepaßt sein, andere nur die Wehmut vergangener glorreicher Zeiten erkennen lassen. Dem aufmerksamen Besucher wird sich aber ein sehr differenziertes Bild einer verschwundenen Gesellschaft bieten, die trotz ihrer Unterschiedlichkeit als der Beginn des heutigen Fremdenverkehrs gelten kann.

Es war die Lust, sich in der freien Zeit der Muße, der Körperpflege und -ertüchtigung, dem gesellschaftlichen Zeitvertreib wie Sport, Spiel, Unterhaltung widmen zu können. Daraus haben sich, besonders in vom Verkehr begünstigten Gebieten, spezielle Bautypen und Landschaften entwickelt.

Es geht nun nicht darum diese zu konservieren, sondern sie mit neuem Leben zu erfüllen und die bereits bestehenden, leider veralteten Strukturen der Sommerfrische für den Fremdenverkehr von heute zu nutzen.

Der Tourismus von morgen, ökologisch orientiert, bietet dazu die beste Chance. Die Belastung unserer Natur durch Massentourismus, Massenunterkunft und Massenverkehr zwingt uns zur Einkehr in unsere heimischen Gebiete. Sehr behutsam müssen hier mit Mitteln der Wirtschaft, die letztendlich auch der Nutznießer unserer kulturellen Vergangenheit ist, die Denkmäler der Sommerfrische revitalisiert werden. Tradition und Fortschritt können damit die Basis für einen ökologisch vertretbaren Fremdenverkehr werden. Ich glaube, daß es sehr bald für Niederösterreichs Sommerfrischegebiete einen zweiten Frühling geben und die Qualität der stadtnahen Erholungslandschaften wieder gebraucht wird. Bei der notwendigen Modernisierung werden die Einrichtungen der Sommerfrische viel Feingefühl brauchen, um ihr spezifisches kulturelles Gesicht dabei nicht zu verlieren.



Ehemaliges Sanatorium Westend, Purkersdorf im Wienerwald, Josef Hoffmann, 1904

DIE TOURISTISCHE KULTURLANDSCHAFT

Eine Kulturlandschaft, könnte man sagen, ist dann intakt, wenn in ihr Spannungsverhältnisse erlebbar bleiben. Sie ist kollektiver Tresor, und damit auch ein Hilfsmittel der Identitäts-Überprüfung. „Intakte“ Kulturlandschaften erzählen Geschichten und machen Zusammenhänge erlebbar – auch dann noch, wenn einstige Nutzungen verschwunden sind. Man hat es fast immer mit mehreren Bedeutungsschichten zu tun, die von politischen, sozialen oder mentalen Veränderungen zeugen.

Das zentrale Spannungsverhältnis jeder Fremdenverkehrslandschaft ist das zwischen den Fremden und dem „Rohstoff Natur“. Der ästhetisierende Blick der Fremden strukturierte touristische Landschaften, nicht der utilitaristische Umgang mit Natur, mit dem die Einheimischen „ihre“ Kulturlandschaft schufen. Nicht jene Wiese zählt im Tourismus, die besonders nahrhaftes Futter gibt, sondern jene, die von Spaziergängern besonders oft geknipst wird, vielleicht weil von ihr aus Kirchturm und Bergkulisse ein besonders markantes Bild ergeben. Oder die steile Wand über den Serpentinien der Hochalpenstraße: sie mag den Lawinenverbauern und den Straßenbetreibern, die den Weg gegen Steinschlag zu schützen haben, ärgerliches Hindernis sein – für den Reisenden, dem die Alpenfahrt Landschaftskino ist, ist der felsige Abfall Bedingung dafür, die Bergstraße und ihr „wildromantisches“ Pathos genießen zu können.

Mein Versuch, die Geschichte der Semmering-Landschaft als prototypische Biographie einer „künstlichen“ Landschaft zu erzählen, stieß immer wieder auf Kopfschütteln. Sei das alles nicht „wirklich“, nicht „wirklich schön“? Wollte ich, indem ich eine Landschaft nach Fiktionen und Projektionen

absuchte, dieser Landschaft Verlogenheit oder betrügerische Schaustellung vorwerfen? Natürlich wollte ich das Gegenteil, nämlich darauf hinweisen, daß es gerade die von außen in die Landschaft gebrachten Blicke und Gewohnheiten waren, die erst jene Raumbilder schufen, die als „schöne Landschaft“ empfunden werden konnten. Darin liegt, wenn man so will, die „Ehrlichkeit“ einer Schaulandschaft. Die Semmering-Landschaft mag ein Extremfall dieser selektiven Umdeutung von Natur sein, weil hier anno 1854 die Eisenbahn mitten in die „Wildnis“ zu führen schien und weil die Hotel- und Villenkolonie Semmering eine völlig künstliche Gründung war, grundsätzlich ist aber jede Landschaft „künstlich“, weil sie, um „Landschaft“ zu werden, der psychischen Reaktionen von Menschen bedarf, die mit den Angeboten der Natur zweckfrei umzugehen gewohnt sind. Der Tourist, ob Schaulust oder angenehme Entspannung suchend, verhält sich gegenüber der Natur wie der Kunde in einem Geschäft. Sein empfindsames Schauen ist, anders als der Blick des Bauern, Jägers oder Straßenarbeiters, dem Schwanken der Ideologien und Moden unterworfen.

Die Geschichte des Reisens ist somit auch eine Geschichte der Landschaftsmoden. Bis heute sind viele Erholungslandschaften Österreichs von der Vorliebe des 19. Jahrhunderts geprägt, Raumbilder wie Interieurs wahrzunehmen. Malerische „Partien“ (ein Lieblingswort des Biedermeiers) lösen Bilder aus ihrem Kontext und schieben verschiedene Landschaftselemente zu Effektstücken zusammen. Es fällt auf, daß viele prototypische Reise-Landschaften des 19. Jahrhunderts – Salzkammergut, Vierwaldstättersee, Côte d'Azur – bei aller

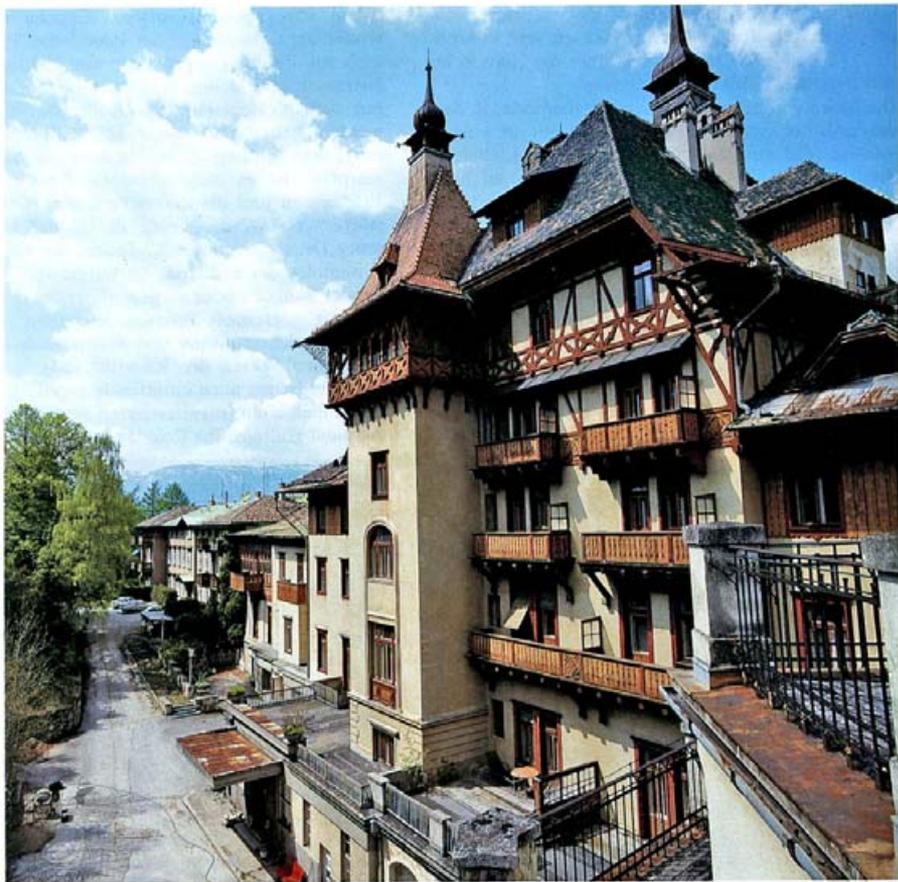
Grandiosität ihrer Kulissen die Geborgenheit einer wohlarrangierten Westentaschen-Landschaft vermitteln. Dieser kammermusikalischen Lieblichkeit folgten auch die dieses Gefühl strukturierenden Kleinarchitekturen, die Wegführungen, die Fassung der Aussichtspunkte, ja sogar die Anlage der „Bankerin“ entlang der Spazierwegen.

Touristische Erschließungen waren Binnenkolonialisierungen, die durchaus nach Art großer Entdeckungsbenteuer gefeiert werden konnten. Die Autoren der Reiseführer des frühen 19. Jahrhunderts stellen sich als Erstbegeher dar – und sind es in gewisser Weise auch. Auf einem kleinen Hügel bei Edlach an der Rax steht sogar ein Denkmal für den „ersten Sommergast“, 1837 von den Freunden eines Wiener Ministerialkonzipisten errichtet, der ab 1830 mit seiner Familie regelmäßig zur Erholung gekommen sein soll. Mehr noch: so, als hätte Herr Kletschka einen fernen Winkel der Erde „in Besitz genommen“, wurde der Hügel sogar nach seinem „Entdecker“ benannt. Spätere Sommerfrischler imitierten den „Erstbesteiger“ des harmlosen Hügels, und der Aussichtspunkt wurde, mit Pavillon und Sitzbänken versehen, zu einem Fixpunkt im Reichenauer Landschafts-Design. Dieser Vorgang der Aneignung durch Namensgebung hat sich oft wiederholt. Man denke nur an die Namen der Promenaden in Kurorten (die ihre Distanz zur Natur durch bewußtes Ignorieren der alten, bäuerlichen Geländenamen zum Ausdruck bringen) oder die Namen der Felssteige auf Rax und Schneeberg. Die Wenigsten wissen, daß der höchste Gipfel des Schneebergs bis zur Besteigung durch Kaiser Franz I. im Jahr 1805, die sehr unspezifische Bezeichnung „Alpengipfel“ trug und erst danach als „Kaiserstein“ auf den Landkarten aufschien. Der herrschaftliche Blick vom Gipfel war das vielleicht stärkste Symbol für die touristische Eroberung von Landschaft. Voraussetzung für solche Grenzüberschrei-

tungen zwischen zivilisatorischen Sphären (Tourismus beginnt ja immer mit einem Akt des staunenden Eindringens in Ungewohntes) waren aber stets Veränderungen der Denkwesen und Sehnsüchte. Die italienischen Übersetzer der kulturhistorischen Studie Alain Corbins über die Entdeckung der Küste als Schau- und Empfindungslandschaft (bei uns unter dem Titel „Meereslust“ erschienen) gingen sogar so weit, von einer geistigen „Erfindung von Landschaft“ zu sprechen, indem sie das Buch „L'invention de mare“ nannten.

Das Paradoxe ist, daß die frühen Landschafts-Entdecker, indem, sie ihr Wahrnehmungs-Repertoire den als schön empfundenen Gegenden nach Lust und Laune überstülpten, ihre Rolle als Fremde nie ganz verleugneten und Distanz hielten zu den lokalen Gegebenheiten. Die Hotelarchitektur der Jahrhundertwende, als man es noch wagte, mit markanten Bauten offensive Eroberungszeichen in die landschaftliche Szenerie zu setzen (was etwa auf Kritik der beginnenden Heimatschutzbewegung stieß), ist geprägt von einem schroffen Abstandhalten zu Natur und Landleben. Man kann Verachtung für die Wirklichkeit in solchen Strategien der touristischen Künstlichkeit orten, aber eben auch eine Haltung der Würde und Nichteinmischung.

Der Reiz nobler Alpenhotels lag gerade in der Möglichkeit, der Natur im Abendkleid, mit dem Sektglas in der Hand, gegenüberzutreten. Die Künstlichkeit solcher Situationen wurde als romantischer empfunden als die eigentliche Bergwelt. „Einander stehen schroff gegenüber auf der einen Seite die Lockungen hellerleuchteter, im elektrischen Farbenspiele strahlender Salons mit geputzten Menschen, auf der anderen Seite die wunderbaren schneebedeckten Häupter unserer Berggebiete mit den künstlerisch entworfenen und von der Natur vollendeten Sportplätzen . . . Hier Parfum, der die Sinne umschmeichelt, dort die klare gesunde Bergluft, hier das

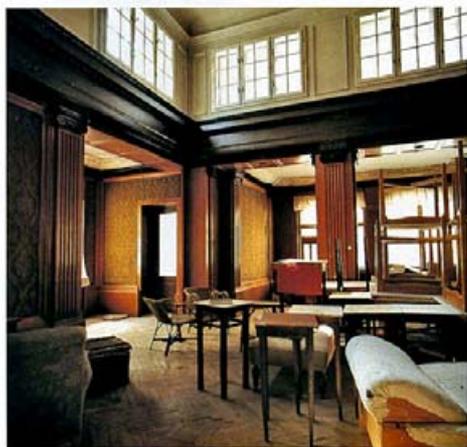


Das „romantische“ Hotel „Südbahn“ am Semmering

Rauschen und Knistern der Roben, dort das geheimnisvolle Rauschen von Fichten und Föhren . . .“ (Die „Neue Freie Presse“ über die „Saison in den Bergen“, 1912).

Die heute vorherrschende Landschaftsmode, in der das „Authentische“ betont wird, kann in einem solchen Bild von koketter „Landschafts-Liebelei“ wohl nur Dekadenz erkennen. Dennoch sei hier provokant gefragt, ob nicht gerade die Fähigkeit des Fremden, emotionale Distanz zur Ferienlandschaft zu halten und sich vorwiegend auf parkartigen, demestizierten Wegen (auf dem „Sportplatz“ Piste und eben nicht in jedem g'führigen Jungwald) zu bewegen und bereits im bloßen Schauen von Landschaftsbildern wohlsortierte Glücksgefühle zu erleben (und eben nicht mit dem Mountain-Bike jeden unmöglichen Weg authentisch befahren zu wollen), eine bedenkenwerte Variante des vielzitierten „sanften“ Tourismus sein könnte. Die pseudo-länd-

lichen Rustikalhotels unserer Epoche mit ihrer scheinbaren Anpassung an bäuerliche Typologien und mit ihrem Versprechen, auf Haute-Cousine-Niveau lokale Schmackerl anzubieten, operieren mit dem Verschleiern der Kontraste. Permanent werden „echte“ und „naturnahe“ Erlebnisse suggeriert, vom Rafting im Wildwasser bis zum Naturlehrpfad. Ist es nicht diese Gier nach Original-Erlebnissen und die manische Suche nach „unzerstörter“ Natur, die heute die alpine Landschaft unter Druck geraten läßt? Indem die touristischen Ensembles der Frühzeit, ob burgartiges Berghotel auf der Paßhöhe oder als gegenüber der eigentlichen Natur abgegrenztes Promenadensystem im Kurort (mit Aussichtspunkten und Rastplätzen als vorgeschobenen Posten der Künstlichkeit), den Gestus des Städtischen auch inmitten reizvoller Landschaften beibehalten, manifestierten sie eine Kultur des Abstand-Haltens. Ihr Reiz lag in der Raffinesse von



Das 1882 erbaute und 1902 stark veränderte Südbahnhotel steht als „verwünschenes Märchenschloß“ heute leer. Zwei Speisesäle ein Billardzimmer, ein Spielzimmer, einige Stüberl, ein Kinotheater, eine Bank- und Postfiliale, etc. waren darin enthalten

landschaftlichen Inszenierungen und in der Imagination von Landschafts-Bildern. Das Fernrohr war wichtiger als die Bergsohle. Heute sind fast alle Fernrohre abmontiert, dafür sind in jedem Fremdenort Spezialschuhe für jede Fortbewegungsart im alpinen Gelände zu kaufen.

Die alten Tourismus-Landschaften, oft im Mittelgebirge gelegen und nicht so spektakulär wie die Extrem-Reiseziele des Flugpauschaltourismus, gerieten in den Jahren des Wirtschaftswunders in die Defensive. Die Schnörkellinien ihrer Spazierwege und die vom modernen Selbstversorger nicht mehr benötigten opulenten Speisesäle und Gesellschaftsräume ihrer Hotels (gefragt waren nun Sauna und Komfortzimmer) ließen Orte wie Badgastein, Semmering oder Mönchkirchen wie kapriziöse Senioren erscheinen. Verzweifelte Anpassungen an neuere Moden (etwa die Anbringung von Rustikal-Balkons an Fin de Siècle-Bauten) machten aus Cha-

rakterorten Zwitterwesen. Zugleich blieben dort, wo der Investitionsdruck ausblieb (wie etwa in Niederösterreich, wo es nicht den durch ERP-Kredite geförderten Fremdenverkehrsschub nach 1945 gab), Zeugnisse früherer Pracht erhalten, funktionslos oft, aber immer noch geprägt vom melancholischen Charme einer „Welt von Gestern“.

Seit einigen Jahren scheint es wieder einen Modewechsel zu geben. Die Fernreise ist banal geworden, die mühsame Logistik der An- und Abreise scheint das Erholungsgefühl zu überlagern und zu gefährden, die großen Tourismusgebiete haben den Hautgout von unpersönlichen Supermärkten. Das Nahe und das Besondere hat plötzlich wieder Saison. Den „Beton-Zentren“ des Massentourismus droht die Versteppung, dafür wird an den Reisebörsen eine „Renaissance der klassischen Ziele des frühen Jahrhunderts, Côte d’Azur, Toskana, Venedig, Österreich“ (FAZ-Reiseblatt, 1. Nov. 1990) festgestellt.



Das heißt: es gibt neues Interesse für „gealterte“ Urlaubslandschaften, in denen die Spuren früherer touristischer Nutzungen als Zeichen besonderer Lebens- und Genußqualität eingeschrieben sind.

Folgerichtig rückt damit das touristische Ensemble mit seinen spezifischen Balanceverhältnissen zwischen gebauten Eingriffen und inszenierter Natur verstärkt in das denkmalschützerische Bewußtsein. Es ist bemerkenswert, wie sehr die Abfolge, in der der konservatorische Zeitgeist historische Ensembles entdeckt, mit der Chronologie der Zivilisationsgeschichte übereinstimmt. Zuerst sah man die spezifischen Kulturlandschaften und Siedlungsformen der bäuerlichen und bürgerlichen Gesellschaft mit neuen Augen, dann waren es die Ensembles der industriellen Revolution – Verkehrsbauten, Fabriken, Arbeiterquartiere –, die als Identitätszeugnisse des modernen Menschen neu bewertet und industriearchäologisch aufgearbeitet wurden. Nun scheint auch die triumphierende Freizeitgesellschaft nach Monumenten ihrer Frühgeschichte zu fragen, und es stellt sich immer drängender die Frage nach dem adäquaten Umgang mit Hotels, frühen Bergbahnen, alpinen Aussichtswegen, Bootsstegen, Kurparks, Strandbädern aus den 30er- und Wasserrutschen aus den 50er-Jahren, „Aida“-Filialen, Andenkenkiosks usw.

Zum generellen Dilemma, daß angesichts des „progressiven Reliktanfalls“ (Hermann Lübbe) eine auf immer irrationalere Weise bewahrungssüchtige Gesellschaft zunehmend in die quasi-neurotische Situation gerät, keine Spur mehr verlieren und alles unter Schutz stellen zu wollen, ohne die daraus resultierenden Verpflichtungen tragen zu wollen, kommen damit spezifische Probleme hinzu.

Etwas dieses: „Betreiber“ von Freizeitlandschaften denken seit jeher in Saisonen, nicht in Bau- oder Kulturepochen. Kaum eine Branche ist, auf Grund ihrer Rolle als Erfüller von ständig sich ändernden

Wünschen einer wankelmütigen Klientel, so strukturell „opportunistisch“ wie die touristische. In kaum einem anderen Bereich galt das Wort „veraltet“ in einem solchen Maß als geschäftsstörend wie in diesem. Hoteliers und Tourismus-Unternehmer, die sich ja stets als Illusions-Regisseure verstanden haben, mußten jeweils aktuelle Stimmungen offerieren (heute eben auch: „Biostimmung“), was sich in hastig erstellten und permanent veränderten Bauten niederschlug. Bis heute gilt, daß Zu- und Umbauten als kurzatmige Reflexe auf den Zeitgeschmack abgewickelt werden. Wenn Nostalgie gefragt ist, wird eben der Rückbau zu dekorativem Pseudo-Jugendstil zur vorübergehenden Umgestaltungsmode, um sich „aktuell“ präsentieren zu können. Die Tourismusbranche beschäftigte stets Spezialisten für „zeitgeistige“ und effiziente Abwicklung; Raum für baukünstlerisches Durchatmen gab es selten.

Dieses Odium des Unseriösen hat das Hotel zu einem Außenseiter der Architekturgeschichtsschreibung gemacht. In seinem Buch über Palast-Hotels hat Michael Schmitt darauf hingewiesen, daß die Hotels „höchstens als negative Architekturbeispiele kurz angesprochen wurden.“ Zeitgenossen, ob Modernisten oder Heimatschützer, warfen ihnen Maskenhaftigkeit und Verlogenheit vor und übersahen damit Entscheidendes: daß die Qualität von Bauwerken, die dem Müßiggang dienen, stets an ihrer Fähigkeit gemessen werden muß, Stimmungen zu evozieren und einem dominanten Zeitgefühl die adäquate Fassung zu geben. Im Fall der Großhotels der Jahrhundertwende war dies eben die Bejahung von Schein und Künstlichkeit inmitten grandioser Naturkulissen. Im Regelfall wird es sinnlos sein, in Tourismus-Landschaften baukünstlerisch autonome Meisterwerke suchen zu wollen, eher ist es eine bestimmte Typologie, eine Grammatik von Formen und Wirkungen, an der die Wesenszüge der touristi-



Speisesaal im leerstehenden Kurhaus Semmering



schen Gründerzeit erkannt werden können. In gewisser Weise haben wir es also mit „industrieller Architektur“ zu tun, die mit standardisierten Zeichensystemen und Mustern operiert hat. Darin liegt das „Moderne“ der touristischen Kulturlandschaft. Wenn für Tourismusbauten permanente Umbauten (auf Grund der ökonomischen Verpflichtung zur Expansion) typisch sind, muß die Frage nach dem Originalzustand von Hotels, Seilbahnstationen oder Villen oft ins Leere führen. Wenn aber architekturhistorisch der Wunsch nach dem Einfrieren eines früheren Zustandes auftaucht, wie etwa bei dem heute als Hotel genutzten Landhaus von Adolf Loos bei Payerbach, so muß mit verständlichen Widerständen der Besitzer gerechnet werden. Konservatorische Maßnahmen, die über Oberflächen-Kosmetik hinausgehen, werden vom Fremdenverkehr

grundsätzlich als Gefährdung der wirtschaftlichen Dynamik empfunden. Vielleicht ändert sich dieses Abblocken, wenn das Gefühl zunimmt, sich als Tourist in historischen Kulturlandschaften zu bewegen. Jeder Tourismus-Historiker weiß, wie mühsam es ist, historische Quellen des Fremdenverkehrs-Alltags zu finden. Ob Plakate, Prospekte oder Interieurs: fast alles wurde, aus dem beschriebenen Wunsch der Branche, sich permanent auf dem neuesten Stand zu präsentieren, achtlos weggeworfen. Nur wenige Heimatmuseen, etwa in Bad Ischl, Badgastein, Bad Aussee oder – hoffentlich – demnächst in Reichenau, reflektieren die touristische Entwicklung ihrer Orte. Es dominiert das urig Bäuerliche und das bodenständig Handwerkliche, die Kultur der Fremden wird offenbar als ethisch minderwertig empfunden. Auch hier gibt es deutliche Paradigmenwechsel. Wieder sind es die „klassischen“ Tourismuslandschaften, die als erste das kulturelle Potential ihrer Frühgeschichte erkannten. Die „Rhätische Bahn“ in Graubünden operiert heute bewußt mit ihrem Image als landschaftsprägendes Monument und renovierte mit vorbildlicher Sensibilität ihre Stationsgebäude. Moderne Plakatenwürfe der Jahrhundertwende sind im Engadin zu beliebten Ansichtskartenmotiven und Posters geworden, die Graubündner Hotellandschaft wird vom Denkmalamt einer detaillierten Bauaufnahme unterzogen, einzelne Hotels bieten Wegweiser durch ihre Geschichte. Auch in Tirol gibt es tourismushistorische Rechercheprojekte, die von einer neuen Sensibilität für die Kultur der Fremden (und ihrer Auswirkungen auf die örtliche Sozialgeschichte) getragen sind: die Ausstellungen in der „Galerie zum alten Ötztal“, das Vorhaben eines Fremdenverkehrsmuseums in Südtirol, ein Buch wie jenes über die „Eisenbahnlandschaft Alt-Tirol“ von Elisabeth Baumgartner oder die Symposien über alpine Bauten der Moderne im Dolomitenort Sexten.

Das Kurhaus wurde 1909 von den Wiener Architekten Kraus & Tölk erbaut und war bis 1988 in Verwendung, zuerst als Kurhaus, für den Höhentherapie-Spezialisten Franz Hansy später als Erholungsheim. Für Passanten nicht zugänglich galt es als Nobelquartier, von besonderer Ruhe und Diskretion. Die in 50er Jahren getätigten Umbauten haben den eleganten, großzügigen Charakter des Hauses fortgesetzt und eine weitere historische Schicht hinzugefügt.



Solchen Aktivitäten ist gemeinsam, daß die Spannungen, die touristische Landschaften geprägt haben, herausgearbeitet und lesbar gemacht werden. Dem Touristen im Erholungsort wird von seinen Vorgängern und ihren Empfindungen erzählt. Dem geschichtslosen Bild einer ewig schönen Natur wird ein Begriff von Landschaft gegenübergestellt, der ständig Uminterpretationen unterworfen ist. Je rascher die Lebenswelt sich verändert, umso größer wird das Bedürfnis nach Räumen der Erinnerung.

Hier droht die nächste Gefahr – die der Uminterpretation von Landschaften zu ausschließlich retrospektiven Freiluftmuseen, in denen eine dicke Lack-schicht der Nostalgie jedes zeitgenössische kreative Weiterspielen mit Landschaftsreizen verhindert. Gerade die phantasieanregenden „alten“ Tourismusgedenken, die dem Wanderer Denk-Stoff und



Schau-Wert bieten, könnten unkonventionelle architektonische Adaptionen vertragen, um sie vom Korsett allzu formalistischer gedachter Ensemble-schutz-Reglements zu befreien. Tourismuslandschaften sind nun einmal Bühnen des Eklektizismus und der exzentrischen Übertreibungen. Nirgendwo sind Gesetze über einzuhaltende Dachneigungen unsinniger wie hier. Es ist wohl kein Zufall, daß heute die Hotelbauten der modernen Zwanzigerjahre und die Raumlösungen der sachlichen Fünfzigerjahre besonders gefährdet sind: den heroischen

Der unweit von Weissenbach an der Triesting gelegene Ort Neuhaus erlebte im ausgehenden 19. Jahrhundert einen besonderen wirtschaftlichen Aufschwung als Sommerfrische-Ort. 3 große Hotelbauten kündeten noch von dieser Zeit.

Seilbahnstationen möchte man am liebsten Bauernhausdächer aufsetzen, die weiten Speisesäle verhandelt man mit „gemütlichen“ Rustikal-Kojen. Noch fehlt das soziale Sensorium für ein Nachdenken über die fraglichen Balanceverhältnisse zwischen urbaner Kultur, Landschaft und Natur. Das panische Gefühl, längst den Untergang alles Lebendigen und die Zerstörung natürlicher Kreisläufe in Gang gesetzt zu haben, läßt uns obsessiv um die letzten Reste angeblich „unzerstörter“ Natur kämpfen, um sie dann in Naturparks einzuzäunen. Dieser Griff nach „Natur pur“ ist als zivilisationskritischer Reflex verständlich, macht aber den Umgang mit Nutz- und Kulturlandschaften um nichts leichter. An einem Beispiel möchte ich diese Diskrepanz zwischen „Naturschutz“ und „Landschaftsschutz“ illustrieren. Die „Hochstraße“ auf dem Semmering, die als ebener Corso entlang eines Hanges angelegt wurde, um wie in einer Geschäftsstraße der Wiener Innenstadt an interessanten „Bildern“ vorbeischlendern zu können, und die damit ein Symbolbau für die absolute Passivität gegenüber der Natur ist, kann heute nicht mehr im Geist ihrer Begründer benützt werden. Bestimmte Blicke – zur Rax, zum



Kreuzberg, zu einzelnen Passagen der Semmeringbahn – haben hier das Landschaftsgefühl konstituiert. Doch heute sind alle Blicke zugewachsen, alle Bäume so hoch und dicht, als hätte der Urwald die Hotel- und Villenkolonie zurückerobert. Noch in den Dreißigerjahren mußten Gemeindegärtner jährlich die Bäume stutzen, um jene typischen Tief- und Fernblicke zu erhalten, vor denen sich die Bankersitzer wie im Landschaftskino fühlen konnten. Was soll man heute tun? Wer traut sich, Landschaftsgärtner mit Motorsägen loszuschicken, um die Substanz der Semmeringlandschaftsbilder wieder freizulegen? Der Bürgermeister kennt das Dilemma und weiß, wie machtlos er angesichts einer Zeitstimmung ist, die vor lauter Bäumen das Ganze nicht mehr sieht.

*Kos, Wolfgang, Dr.
Kunsthistoriker und Kulturjournalist*

DIE VILLENARCHITEKTUR IM SÜDEN NIEDERÖSTERREICHS

Im Biedermeier nach dem Wiener Kongreß (1815) und vor der Revolution von 1848 war von den Wienern der südliche Wienerwald als bevorzugtes Erholungsgebiet entdeckt worden. Tagesausflüge „in die Brühl“ und ins Helenental entsprachen der romantischen Sehnsucht dieser Zeit, die Landschaft, die Natur zu erkunden und zu genießen; auch wurde es nun Mode, im Sommer mit der Familie aufs Land zu ziehen. Erstaunlich schnell wurden geeignete Quartiere und Mietwohnungen gefunden, sehr bald entstanden aber auch bereits zahlreiche Landhäuser und Villen im Gebiet um Mödling und Baden. Neue Möglichkeiten, in entfernteren Regionen, ja sogar ins Gebirge vorzudringen, bot die Eisenbahn: 1842 war die Südbahn bis Gloggnitz fertiggestellt; sie brachte die Reisenden an den Ausgangspunkt reizvoller Bergbesteigungen. Hatten zu Beginn des 19. Jahrhunderts „Fußreisen“ auf den Schneeberg noch durchaus den Charakter von Expeditionen aufgewiesen, so wie die denkwürdige Schneebergbesteigung von Kaiser Franz I. im Jahre 1805, war nun das Hochgebirge von Wien innerhalb weniger Stunden erreichbar. Noch bequemer zugänglich wurde das Reichenauer Tal am Fuß von Rax und Schneeberg im Jahr 1853, als im Zuge des Ausbaues der Semmeringbahn die Station Payerbach eröffnet wurde. Die Hochalpenlandschaft voll unvergleichlicher Szenarien stand damit als Entfaltungsgebiet für eine Villenarchitektur zur Verfügung, die den Vorstellungen des Baustils jener Zeit, des Romantischen Historismus, ideal entsprach. Günstig für eine schrittweise Verbauung waren hier die Grundbesitzverhältnisse: Erst wenige Jahrzehnte zuvor waren die Klöster Neuberg und

Gloggnitz aufgehoben und war deren weitläufiger Grundbesitz aufgeteilt worden. Nun konnte man geeignete Baugrundstücke erwerben und an besonders günstig gelegenen Plätzen Landhäuser errichten, deren architektonische Wirkung wie auch deren Erholungs- und Erlebniswert mitbestimmt waren von der „Mitbenützung“ der noch unberührten Landschaft – der ausgedehnten Wälder, Hochalmen und Felsregionen der einstigen Stiftsbesitzungen. Bald schon entdeckte das Kaiserhaus die Vorzüge dieser Landschaft. 1859 mietete der Hof die im Jahr zuvor errichtete „Rudolfsvilla“ auf der Waag in Reichenau für den Sommeraufenthalt von Kronprinz Rudolf und seiner Schwester. 1870 erwarb Erzherzog Karl Ludwig, ein Bruder Kaiser Franz Josephs, das „Warthölzl“, ein ausgedehntes Wald-



Reichenau, Villa Wartholz, erb. 1870–72. Architekt: Heinrich v. Ferstel, Bauherr: Erzherzog Karl Ludwig von Österreich. Stahlstich aus: „Allgemeine Bauzeitung“ 1877

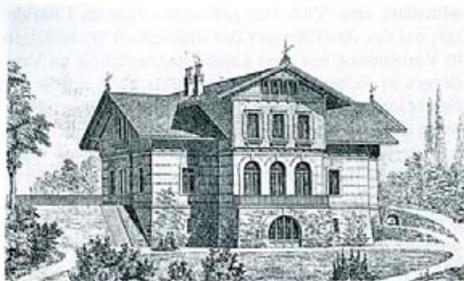
grundstück zwischen Reichenau und Edlach, und beauftragte den Wiener Ringstraßenarchitekten Heinrich von Ferstel mit Planung und Bau eines repräsentativen Landsitzes. Der Bauherr, der das Raumprogramm bis ins Detail mitbestimmte,



Das repräsentative Erscheinungsbild der „Residenz auf dem Lande“ – Villa Wartholz – wird durch die Situierung inmitten einer Waldung und oberhalb eines vorgelagerten künstlichen Teichs bestimmt

wünschte eine Villa von privatem, intimen Charakter, bei der das Element des individuell Wohnlichen in Verbindung mit dem Landschaftserlebnis im Vordergrund stehen sollte. Keinesfalls aber durfte auf eine eindrucksvolle Gestaltung der Außensehnerung des Baues verzichtet werden. Die Villa Wartholz wurde mit ihrer Hauptfassade nach Osten sogar auf eine eindrucksvolle architektonische Fernwirkung berechnet: Der Schauffassade im Stil der Neorenaissance ist eine zweiläufige Rampe vorgelagert, die vom tiefer gelegenen Blumenparterre mit Teich zur Terrasse des Erdgeschoßes emporführt; sie ist wie eine Auffahrt angelegt, doch mit Stufen unterteilt und war nur als Promenadeweg gedacht. Durch den angrenzenden Wald ist die Villa zwar wetterseitig geschützt, jedoch gleichzeitig ihres Gebirgs panoramas beraubt. Die bevorzugten Räume wurden nach Osten orientiert, wo sich ein lieblicher, allerdings akzentarmer Ausblick ins Tal der Schwarza bietet. Der Haupteingang befindet sich an der rückwärtigen Front; um Belästigungen zu vermeiden, wurden sämtliche Nebengebäude, wie Dienerschaftswohnungen, Stallungen und Remisen in beträchtlichem Abstand zum Hauptgebäude errichtet, zum Teil sogar im Wald versteckt.

Zur gleichen Zeit, als Heinrich v. Ferstel die Pläne für Wartholz entwarf erbaute ein anderer namhafter Wiener Architekt, Wilhelm von Flattich, in Reichenau ein Landhaus für den berühmten Wiener Arzt, Professor Ferdinand von Hebra. Flattich wählte eine von der Villa Wartholz grundverschiedene, doch zukunftsweisende Gestaltungsform: Das Haus richtete seine Hauptfront nach Westen und eröffnete den Aufenthaltsräumen den reizvollen Ausblick auf die Rax. Die Überlegungen des Architekten beruhen auf einem ganz neuen Verständnis von Erholungswert, wie er zweifellos von Professor Hebra früher, als von anderen Zeitgenossen erkannt worden ist – der heilklimatischen Wirkung der



Reichenau, Villa Prof. Hebra, erb. 1873–74.
Architekt: Wilhelm v. Flattich, Bauherr: Prof. Dr. Ferdinand Hebra. Stahlstich aus: „Allgemeine Bauzeitung“ 1874

Gebirgsluft. Die Villa dieses Typs war vorwiegend ein rezeptiver Bau: Ihr Besitzer wollte sie als Standort für einen optimalen Landschaftsgenuß benützen, er faßte die Villa gleichsam wie eine Theaterloge auf, in die er sich höchst privat zum Landschaftserlebnis und zur „Luftkur“ zurückziehen wollte. Die Wirkung des Hauses nach außen war eher nebensächlich, sodaß Stil und Ausführung des Baues nicht jene Bedeutung besaßen, wie bei der Repräsentationsvilla. In der Tat hatte Flattichs Villa Hebra sogar Ähnlichkeiten mit Nutzbauten, wie sie der Architekt im Auftrag der Südbahngesellschaft im Semmeringgebiet errichtet hatte, und Flattich bekannte sich zu diesen formalen Anleihen ganz ausdrücklich. Mit der Villa Hebra entstand der Prototyp einer nicht nur standortgerechten, sondern bewußt kostengünstigen Architektur: Das in seiner Größe durchaus stattliche Landhaus erforderte einen Aufwand von nicht einmal zehn Prozent der Bausumme von Villa Wartholz.

Die weitere Entwicklung der Villenarchitektur im Reichenauer Tal war bis zum Ende der Monarchie von den beiden Hauptrichtungen – der Repräsen-

tionsvilla und dem „Erholungslandhaus“ – geprägt. Das hervorragendste Beispiel eines repräsentativen Landsitzes entstand 1884–1888 in Reichenau-Hinterleiten: Hier ließ der Bankier Nathanael Baron Rothschild vom Architekturbüro Bauqué & Pio ein „Märchenschloß“ in französischen Renaissanceformen mit überreichem dekorativen Aufwand an Türmchen, Zierrauchfängen, Balkonen und Giebeln erbauen, mit dem er die kaiserliche Villa Wartholz an architektonischem Effekt übertreffen wollte. Die Baukosten dieses Landsitzes, an dem der Bauherr überraschend schnell das Interesse verlor, betrugen mit 2 Millionen Gulden das Zehnfache des Aufwands für Wartholz oder das Hundertfache der Villa Hebra!

Zahlreiche Villen folgten dem einfachen Landhaustyp: Heinrich v. Ferstel selbst schuf für den Geschäftsmann Martin Jacobsen in Reichenau ein geräumiges, aber einfaches Landhaus in vorzüglicher Aussichts Lage mit Blick zur Rax, wobei sich Ferstel, ähnlich wie Flattich, an Vorbildern des



Reichenau, Villa Jacobsen, erb. 1873–74.
Architekt: Heinrich v. Ferstel, Bauherr: Martin Jacobsen. Wie die Villa Hebra ist auch dieses Landhaus ein Beispiel des nicht auf Repräsentation, sondern auf privaten Landschaftsgenuß ausgerichteten Bauens

Nutzbaues orientierte: Das vorspringende Satteldach und die imitierte Fachwerkgliederung stehen in deutlicher Nähe zu den Wirtschaftsgebäuden von Wartholz. Es wäre aber verfehlt, die Übereinstimmungen zwischen den Wirtschaftsgebäuden des kaiserlichen Landsitzes und der Villa eines bürgerlichen Auftraggebers als Deklassierung der Bauaufgabe, oder als minderwertige Einstufung des Bauauftrages durch Ferstel zu werten. Vielmehr befaßte sich Heinrich v. Ferstel seit 1872 im Rahmen der von ihm mitbegründeten Wiener Cottagebewegung sehr ernsthaft mit Gestaltungsproblemen des bürgerlichen Einfamilienhauses und mit dem Bautyp der Kleinvilla, dem er sowohl auf dem Land, wie im Umland der Großstadt eine bedeutende Zukunft vorhersagte.

Hatten bis dahin die Villen im Reichenauer Tal entweder durch ihre großen, günstig gewählten Eigengrundstücke (Wartholz, Rothschild) oder durch ihre Lage am Waldrand (Hebra, Jacobsen u. v. a.) Individualität in der umgebenden Landschaft zu wahren vermocht, so konnte bald die steigende Nachfrage nach Baugrundstücken nur mehr durch die Parzellierung des Talgrundes und die Anlage einer Villenkolonie (Neu-Reichenau) befriedigt werden. Die hier entstehenden Landhäuser folgten meist dem Typ der Repräsentationsvilla – wenn auch vielfach in kleinerem Maßstab –, hatten aber kaum mehr etwas gemeinsam mit den Villen am Ausgangspunkt der Entwicklung, der Lage in einer offenen Landschaft und der Möglichkeit eines individuellen Naturerlebens. Reichenau war mittlerweile als Sommerresidenz des Thronfolgers zu einem mondänen gesellschaftlichen Treffpunkt geworden.

Auf dem Semmering wurde mit dem Bau des Südbahnhofs 1880–1882 die Entstehung eines heilklimatischen Höhenkurortes ermöglicht und dem Wiener Publikum ein weiteres, leicht zugängliches



Reichenau, „Schloß Hinterleiten“, erb. 1884–88 vom Architekturbüro Bauqué & Pio.

Bauherr: Nathanael Baron Rothschild. Mit diesem Landsitz, dessen Architektur Motive der Loireschlösser verarbeitete, versuchte Bankier N. Rothschild die Villa Wartholz in ihrem Landschaftseffekt zu übertreffen

Erholungsgebiet erschlossen. Neben dem Südbahnhof wurden auch zwei villenartige „Dépendancen“ erbaut, die zur Vermietung in den Sommermonaten gedacht waren. Ein Künstler, Hofbildhauer Franz Schönthaler, ließ sich die erste Privatvilla auf dem Semmering erbauen; sie war ganz aus Holz gezimmert – ein Novum in der Region, jedoch bewußt orientiert an Vorbildern alpenländischer Bautradition. In der Folge wurde der Bautyp des Holzblockhauses oder Holzständerbaues auf Bruchsteinsockel zur bevorzugten Ausführungsform für Semmeringvillen. Propagandist der neuen Linie war vor allem der Wiener Architekt des Späthistorismus Franz v. Neumann, der auf dem Semmering neben mehreren Auftragsarbeiten auch eine Villa für seine eigene Familie errichtete. Mehrheitlich wurden die Semmeringvillen stilistisch als „Tirolerhäuser“ oder „Schweizerhäuser mit umlaufenden Balkons, Veranden, Glockentürmchen und Zierat in Laubsägetechnik ausgestaltet; vereinzelt traten an die Stelle der späthistorischen Verzierungen im „Heimatsstil“ auch phantasievolle Ornamente im Jugendstil. Mit einiger Verspätung erreichte auch der Typus der

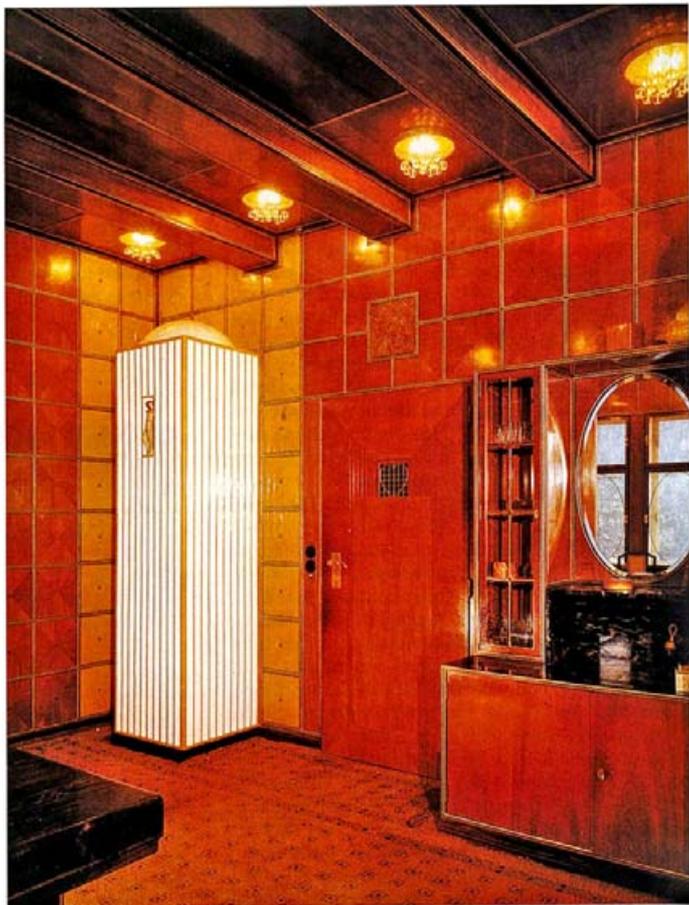


*Semmering, „Silbererschlössl“, erb. 1895.
Architekt: Josef Bünds Dorf, Bauherr: Viktor Silberer.
In späthistoristischer „Burgenromantik“ erfüllte sich der
Semmering-Spekulant V. Silberer den Wunsch, ein von
überallher sichtbares Monument in die Landschaft zu
setzen.*

Repräsentationsvilla die Höhen des Semmering; er wurde hier vertreten durch den Sportsmann und Abenteurer Viktor Silberer, der sich von Architekt Josef Bünds Dorf 1895 das „Silbererschlössl“ in verspäteter Burgenromantik errichten ließ. Gerade auf dem Semmering konnte man einem Ideal des ausgehenden 19. Jahrhunderts, dem Kult des „Panoramas“, ausgiebig huldigen. Die Ausrichtung auf den absoluten Landschaftsgenuß führte freilich auch hier bald zu Konflikten mit der Umgebung. Die Villen als „Theaterlogen“ mit Panoramablick behinderten einander allmählich, standen sich gegenseitig schließlich im Weg, es kam zu ersten Anzeichen einer „Verhüttelung“ der Berghänge. Wollten sich möglichst viele den egozentrischen Wunsch auf ein nur vor sie hingebretetes Naturparadies erfüllen, so endete dieses Bestreben schließlich mit einer Einbuße für alle.

Doch schon boten sich neue Auswege an. Nebenbahnen in noch unberührte Alpengebiete eröffneten neue Möglichkeiten, dem Gedränge zu entfliehen. Wieder waren es die Finanzkräftigsten, die diese Chance zuerst ergriffen und sich den nach wie vor aktuellen Wunsch nach einer romantischen Landschaftsinszenierung in noch unerschlossenen Gebieten erfüllen wollten. Carl Wittgenstein, einer der bedeutendsten Stahlindustriellen Österreich-Ungarns, errichtete auf der „Hochreith“ bei Hohenberg einen Jagdsitz feudaler Prägung. Die von Wittgenstein erworbenen Almen im Gebiet des Ochsattels wurden großzügigst aufgeforstet, sodaß sich den Gästen das Bild grenzenloser Waldberge bot. In einzigartiger Mischung von „ländlichen“ und städtischen Architekturformen und Ausstattungen entstand hier ein heterogenes Bauensemble: Das „Blockhaus“ auf der Hochreith verkörpert den Typ der schlichten Jagdhütte, wurde jedoch 1906 von Architekt Josef Hoffmann unter Beteiligung weiterer Künstler der „Wiener Werkstätte“ mit einem

*„Hochreith“ bei Hohenberg.
Interieur des „Blockhauses“,
gestaltet 1906. Architekt Josef
Hoffmann, Bauherr Carl
Wittgenstein. Der Industrielle
C. Wittgenstein ließ sich hier eine
unauffällige Jagdhütte mit er-
lesenstem Interieur im Stile der
Wiener Werkstätte ausstatten*



raffinierten secessionistischen Interieur von höchster Ausführungsqualität eingerichtet. Neben dem „Holzhaus“, einer von typischen Riesenveranden mit Laubsägeornamenten geprägten Anlage im „Heimatstil“ entstand 1913 noch das neobarocke „Steinhaus“, letztes Zeugnis der geschmacklichen Vielseitigkeit, wie auch einer gewissen stilistischen Unentschlossenheit des Bauherrn.

In einem anderen entlegenen Waldgebiet, in Urgersbach bei Gutenstein, fand der reiche Kohlengrubenbesitzer David Berl sein „Tusculum“. Vorhandene Bauernhöfe wurden von Berl aufgekauft und abgesiedelt, sodaß das Tal in seiner überschaubaren Gesamtheit für eine Landschaftsinszenierung großen Ausmaßes verfügbar wurde. Die Einbeziehung bewaldeter Kuppen und Felskulissen, die perspektivische Verschränkung sorgfältig placierter Baum- und Buschgruppen und die farbige Differenzierung der Gehölze vereinigen die Umgebung dieses Landsitzes zu einer idealen Harmonie von Gebautem und Gewachsenem. Auch hier erfolgte eine schrittweise stilistische Anpassung: 1887 entstand im Stil der deutschen Renaissance die Hauptvilla Berl nach dem Entwurf des Architekten Julius Deininger. Die Innenräume wurden 1888/1889 von der bedeutenden Wiener Kunstschlerei Bernhard Ludwig, die auch an der Innengestaltung bedeutendster Ringstraßenbauten beteiligt war, im aufwendigen „Pyrotypie“-Verfahren ausgestaltet. Die 1909 in nächster Nähe für David Berls Sohn erbaute „Floravilla“ verkörpert das großzügigst angelegte Landhaus im „Heimatstil“. Am Ende eines kleinen Seitentales ließ David Berl ein Mausoleum errichten, in welchem er 1903 seine letzte Ruhestätte fand. Der Quaderbau vereinigt neoromanische Stilelemente mit sparsamen secessionistischen Akzenten. Vom Grabbau aus bietet sich eine optisch isolierte Aussicht auf die schloßartige Hauptvilla, die, durch die Entfernung etwas entrückt und eingebet-

tet in die überragenden Berge, wie eine Vedute aussieht, so als ob der Verstorbene von einem erhabenen, jenseitigen Aussichtspunkt auf seine Schöpfung hinabblicken wollte.

Im Wesentlichen war die Blütezeit des Villenbaues in den Alpengegenden des südlichen Niederösterreich mit dem Ersten Weltkrieg zu Ende. Jahrzehntlang blieben die vielfach hochbedeutenden Werke dieser spezifischen Architekturkategorie unbeachtet – erst unserer Zeit war es vorbehalten, diese Produkte einer individuellen Auseinandersetzung der Baukunst mit der Natur wiederzuentdecken und neu schätzen zu lernen.

*Schwarz Mario, Dr. phil. Univ.-Dozent
Institut für Kunstgeschichte
der Universität Wien*



*Urgersbach bei Gutenstein, „Floravilla“, erb. 1909.
Architekt: Alfred Wildhack, Bauherr: Oskar Berl. Die Industriellenfamilie Berl gestaltete sich im Tal von Urgersbach ein privates „Tusculum“, zu dem dieses große Landhaus im „Heimatstil“ ebenso gehört, wie ein imposantes Glashaus und ein monumentales Familienmausoleum*

LANDSCHAFTSKONSTRUKTIONEN Bergsteiger und Gebirgsfotograph

So erfolgreich hat die Kamera ihre Rolle als Weltverschönerer gespielt, daß inzwischen nicht mehr die Welt sondern die Fotografie Maßstab des Schönen ist
(Susan Sontag)

Es zählt zu den schmerzvollen Erfahrungen fast jedes fotografierenden Touristen, daß er die Gebirgslandschaft an Fotogenität überschätzt. Wo er ein unerschöpfliches Reservoir an Motiven erhofft, stellt sich spätestens beim entwickelten Film Enttäuschung ein. Die herrlichsten Felsstürze wirken auf einmal langweilig, noch so grandiose Gipfel und Schluchten vergleichsweise banal. Anton Mazel, Autor eines der ersten Leitfäden für „Künstlerische Gebirgsphotographie“ ortet die Schwierigkeit darin, daß „das Objektiv stets bestrebt ist, alles was es sieht, nur zu getreu wiedergeben“¹. Die Neutralität der Kamera ist ihr Hindernis. Unempfänglich für das Schöne und Erhabene, erfährt sie rohe Geologie und keine „Landschaft“, unterläuft jene Dialektik zwischen Ästhetik und Natur, der wir unser Landschaftsempfinden verdanken. Es ist nicht verwunderlich, wenn es Porträtfotografen am Land noch bis zur Jahrhundertwende vorzogen, Touristen und Einheimische vor gemalten Gebirgsarrangements abzulichten. Die Gebirgsfotografie ist ein Problemfall im Prozeß der permanenten „Weltverschönerung“, umso mehr als das Bedürfnis nach Gegenbildern zur urbanen Zivilisation immer größer wurde. Wie aber sollte die Kamera jenes über das Visuelle hinausgehende Landschaftssehen begreifen, wie „die Macht und zugleich die Anmut dieser granitnen Türme . . . durch Vermittlung des

Objektives so wiedergeben, daß der Laie sich davon ergriffen fühlt und vom Wunsch beseelt wird, sich von der Echtheit des Dargebotenen zu überzeugen?“² Eine Tour d’horizon über die Lösungsversuche einiger Fotografen läßt eine Grundvoraussetzung deutlich erkennen: Das Hochgebirge selbst sollte das Kunstwerk sein, eine gigantische Plastik, die sich der Kamera zur Interpretation anbietet. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts dominierte dabei ein strenger Akademismus, eine von äußerster Präzision, aber auch einem gewissen Understatement gekennzeichnete Ästhetik. Schwerbepackt, eine „vollständige Equipierung“ konnte über 30 kg wiegen, wanderten Fotografen wie Anton Mazel, Gustav Kuhfahl oder Friedrich Benesch das Terrain nach dem idealen Aufnahmestandpunkt ab und



Friedrich Benesch, Großes Happ und Großer Geiger vom Dorfertal, um 1905; aus Zeitschrift des D.Ö.A.V., 1908

rückten die Kamera solange zurecht, bis die Landschaft im Sucher „in allen Teilen den Anforderungen der Komposition“³³ entsprach. War mit Karte und Bussole der geeignete Sonnenstand bestimmt, wurde der Vordergrund eingerichtet. „Bald bereinigten wir hierfür die größeren und kleineren Steine, die in der Nähe lagen, zu einem Mauerchen oder einem Felsen, bald gruppieren wir die Überbleibsel von Tannen oder alten Wurzeln . . . um die gesuchte Wirkung zu erreichen.“³⁴ Dort, wo die Natur dem „großen Prinzip der Harmonie“³⁵ nicht entsprach, waren auch Eingriffe erlaubt. Erschien der Himmel nicht lebendig genug, war es ratsam, einen „Vorrat von Wolkenfilmen“ anzulegen und den „passenden“³⁶ nachträglich einzukopieren. Um einen stillen Gebirgssee in malerische Bewegung zu versetzen, wurde sogar empfohlen, ihn vorher zu durchschwimmen, „wenn die Verhältnisse dies irgendwie gestatten“³⁷. Beispielhaft für jenes Bühnenbildnerische Verfahren ist die von Benesch um 1905 gemachte Aufnahme aus dem Dorfertal. Nichts in diesem Bild ist wirklich zufällig: Die Balance der Linien, die exakte Verteilung von Licht und Schatten, die gleichmäßige Schärfe verraten das „tiefenste Studium“³⁸ klassischer Kompositionsgesetze. Auch die geringste Detailverschiebung könnte die Einheit des Ganzen gefährden, etwa wenn der Wanderer im Mittelgrund den Stein, auf dem er sitzt, wechseln würde. Charakteristisch für diesen Stil, der – wenn auch auf bescheidenerem Niveau – bis heute in den „Aussichtsbildern“ fortlebt, ist die Präferenz für die Weitwinkelperspektive als Erinnerung an die panoramatischen Großlandschaften des 19. Jahrhunderts.

So retrospektiv die Gebirgsfotografie begann, so rasch schien sie nach dem Ersten Weltkrieg Anschluß an technische und ästhetische Innovationen zu suchen. Die Kleinbildkamera bedeutete eine wesentliche Vereinfachung des Aufnahmeverfahrens.



Stephan Kruckenhauser, Schneewehen oberhalb der Ulmer Hütte, 1935; aus S. K., Das Bergbild mit der Leica

rens. Sie war klein, handlich, ermöglichte rasche Objektivwechsel und erlaubte Momentaufnahmen. Für viele Bergsteiger wurde sie – gewissermaßen als visueller Notizblock – zum fixen Bestandteil des Marschgepäcks, ebenso aber auch für die künstlerisch ambitionierte Elite. Parallel etwa zu Edward Weston begaben sich Fotografen wie Stephan Kruckenhauser, Hans Wähner, Wilhelm Angerer oder Max Zühlke auf die Suche nach dem Außergewöhnlichen, nach atmosphärischen Überraschungen, dramatischen Wolkenbewegungen und kuriosen Lichteffekten. Dementsprechend nannten sie ihre Bilder „Schneewehen“, „Abendfrieden“ oder „Die große Einsamkeit“.

Programmatisch verkündete Stephan Kruckenhauser, „daß Bildsehen nicht so sehr eine Sache des Verstandes, sondern des Gefühles ist.“³⁹ Der Blick in die Gebirgslandschaft wird zu einer Sache der Haltung, die dialektisch „das Bildsehen jedes Bergländers“ beeinflusst: „Wer demnach viel und lange mit

der Kamera arbeitet, dessen Sicht wird durch dieses Schauen nach oben und unten so stark geprägt, daß er nie mehr davon loskommt, auch dann nicht wenn er Bildthemen außerhalb der Berge zu gestalten versucht.“¹⁰ Die „Fliegiersicht“ wird zum Gestaltungsgesetz. Indem man sich immer weiter vom „natürlichen“ Sehen entfernt, stößt man zu neuen, abstrakteren Begriffen landschaftlicher Schönheit vor. Unschärfen werden in Kauf genommen, Verschleierungen, scharfes Gegenlicht und große Schattenzonen. Die Kamera fokussiert den wirkungsvollsten Ausschnitt. Nicht mehr die Silhouette eines bestimmten Berges war wiederzugeben, sondern das „Wesen“ des Gebirges schlechthin. Zum Lieblingsstilmittel gehörte das Aufweichen des Raumkontinuum mithilfe extrem langer Brennweiten, Berge und Täler werden so zum imposanten, bedrohlichen Relief verdichtet. Einmal aus dem räumlichen Zusammenhang gelöst, lassen sich die aufgestauten Gebirgsmassen pathetisch inszenieren: Als Apoteosen auf das irrationale Wirken der Naturmächte, als Versuch, die „Sehnsucht nach dem Hohen“¹¹ zu formulieren oder zur Visualisierung von Naturnähe.

Der Mensch ist in solchen Bildern nur anonymisiert denkbar, im scharfen Gegenlicht, als Schattenriß, oder in stummer Übereinkunft mit seiner Umgebung. Den Urgewalten zurückgegeben, jenseits aller sozialen Bindungen, ist er anderen Mächten überlassen. „Und wie er so hochaufgerichtet in der Landschaft steht, da werden Berg und Mensch zum Gleichnis für das ganze Leben.“¹²

1, 2, 3, 4, 5, 8, 13 Anton Mazel: *Künstlerische Gebirgsphotographie*, Berlin 1908

6, 7 Paul Ziegler: *Gebirgsphotographie*, München 1928

9, 10 Stephan Kruckenhauser: *Das Bergbild mit der Leica*, München 1938

11, 12 Hans Angerer: *Tirol wie es ist. Berg und Mensch*, Innsbruck 1939



Walter Schmidkunz, *Der Bergsteiger*, 1930;
aus Luis Trenker, *Meine Berge*

Nach dem Krieg verstummte dieses Pathos unter dem Einfluß der Farbfotografie allmählich. Bis heute aber bestimmen die Bilder des Ungewöhnlichen unseren Eindruck von den Bergen: Vom dampfenden Nebelmeer bis zum unverwüstlichen Alpenglühen. Die Kamera ist auch jenseits der Baumgrenze zum „Maßstab des Schönen“ geworden. Bloß die Fotos ungeübter Amateure verraten uns bisweilen, daß die guten Motive im Gebirge eigentlich „sehr dünn gesäet“¹³ sind.

Rapp, Christian, Mag.
Wissenschaftlicher Assistent der NÖ Landesausstellung
1992

SANFTER TOURISMUS Berghütten in den Alpen

1. Eine Begegnung der Dritten Art?

Auf der Rax 1984, noch zu Beginn der Hochgebirgssaison muß es gewesen sein, Mitte Juni etwa: Zwischen der Holzknecht-Hütte (Neue Seehütte) und dem gerade erst wieder geöffneten Karl-Ludwig Haus hatte ich, wie mir schien, eine Begegnung der Dritten Art: Mitten auf schmalen Wanderpfad kommen zwei echte schwarze Rauchfangkehrer mir entgegen. Sie lachen über meine Irritation und erklären mir die Selbstverständlichkeit ihrer Anwesenheit. Natürlich müssen die Kamine der Berghütten genauso gekehrt werden wie alle anderen, und wenn wir an das viele Holz der Hütten und an die manchmal dichte nächtliche Belegung oder an das oft kärgliche Löschwasser denken, dann müssen wir wünschen, daß dies sehr sorgfältig geschieht. Und wie anders als zu Fuß sollen die Rauchfangkehrer zu jenen Hütten kommen, zu denen keine Fahrwege führen?

2. Wanderer-Architektur

Die Begegnung macht aufmerksam darauf, daß Berghütten Wohn- und Beherbergungszwecken dienende architektonische Produkte sind – auch für die Denkmalpflege aus mehreren Gründen nicht uninteressant. Sie sind, denkt man an die exponierte Lage, oft beträchtliche Ingenieurleistungen, was Stand- und Wetterfestigkeit anbetrifft. Wenn trotz aller Berechnungen der Wind ganze Hüttendächer abhob, dann erkannten die Statiker, daß im Hochgebirge ganz besondere Bedingungen herrschen.

Die Hütten sind oft außerordentliche Leistungen der Bauleute – in kurzer Saison, aus möglichst vor Ort gewonnenen Materialien gebaut, Balken, Bretter und Schindeln oft in der „Ameisenmethode“ von Wanderern den Berg hochgeschleppt, in vielen Fällen aber von unbezahlten freiwilligen Helfern gebaut und ausgestattet.

Hütten haben sich zwar parallel zur Sommerfrischenarchitektur entwickelt, haben aber andere Funktionen: Während sich die Familie in den Tälern des Gebirges aufhielt, strebten die sportiven Kletterer – meist nicht nur männlichen Geschlechts – zu den verkehrsfernen, aber in manchen Aspekten den Luxusbedürfnissen eines vornehmlich akademischen Publikums gerechten, Hütten. So wird u. a. in



Speckbacherhütte auf der Rax, 1589 m hoch

den Mitteilungsblättern des Alpenvereins darüber diskutiert, wie man den Ausschank frischen Bieres auf den Hütten gewährleisten kann, und ob man bei den Mahlzeiten auf Stoffservietten verzichten darf. Die soziale Ordnung spiegelt sich in der Inneneinteilung wider: Neben dem „Schlafraum für Touristen“ gibt es in alten Plänen ein „Damen-Cabinet“ und den „Schlafraum für Führer und Träger“.

3. Hüttenkonkurrenz

Die Hütten sind meist von lokalen Sektionen des Alpenvereins, des Österreichischen Touristen-Klubs, später der Naturfreunde oder von kleineren alpinen Gesellschaften errichtet. Von den 41 eingetragenen Häusern und Hütten des Mappenwerkes „Die Schutzhütten und Unterkünfte in den Ostalpen“, die 1914 an der Route „Wien–Bruck“ liegen, sind elf von Alpinen Gesellschaften, wie Kientaler, Speckbacher, D’Reistaler, D’Holzknecht, etc. errichtet, sechzehn gehören dem Österreichischen Touristen-Klub, einige sind privat. Die Naturfreunde sind damals erst mit einem einzigen Haus,

dem stadtnahen Anningerhaus bei Mödling, vertreten. Der ÖAV ging nur zögernd an die Errichtung von Schutzhütten. Bei dem 1868 auf dem Schneeberg gebauten Haus lehnte er eine Beteiligung ab, weil er von einer Bewirtschaftung des Hauses nichts wissen wollte. Und als 1874 Erzherzog Karl Ludwig auf der Raxalpe ein Unterkunfts Haus bauen wollte, war der Alpenverein im Dachsteingebiet stark engagiert und überließ dem ÖTK den Bau. Aber auch beim Otthaus haben sich fremde alpine Gesellschaften mit der Einrichtung von Zimmern beteiligt. Zusammenhänge dieser Art lassen erkennen, daß Hütten auch einen Prestigewert für die erbauenden Gruppen besitzen – Aufwand und Ausstattung sind ein Leistungsbeweis der Gruppen, und wenn man sich die handwerkliche Ausstattung des ersten Naturfreundehauses, 1907 auf dem Padasterjoch in Tirol errichtet, anschaut, dann erkennt man, mit welchem Ehrgeiz die Arbeiter „ihr“ Haus ausgestattet haben.



Scheibenhütte auf dem Großen Scheibenberg, 1467 m hoch



Waldegger-Hütte auf der Hohen Wand, 1002 m hoch

4. Hütten und Wege

Die Hütten bilden zusammen mit dem für sie (und umgekehrt) angelegten Wegesystem eine Einheit. So wie die Semmering-Eisenbahn setzen auch die Wege Landschaften für den Wanderer in Szene. In der Zeit vor 1914 hat in den Alpen (abgesehen von den Klettersteigen) das reine Fußwegenetz seinen Höhepunkt erreicht, und abgesehen von der Schneebergbahn auch noch nicht mit Aufstiegshilfen vernetzt. Das Wegenetz besitzt Systemcharakter – wenn auch nicht immer so ausgeprägt wie bei den Wegen der Oertel'schen Terrain-Kur, wo Wege mit festgelegten Steigungsgraden und Ruhepunkten für medizinische Therapie-Zwecke angelegt wurden (auch am Semmering sind Reste eines solchen Terrain-Kur-Wegenetzes vorhanden).

5. Wandlungsprozesse

Wie durch neue Transportsysteme das Ferienziel Gebirge sich verändert, deutet schon 1926, im Jahr der Eröffnung der Rax-Seilbahn ein Aufsatz im



Hochschneeberg-Hotel am Luxboden, 1805 m hoch

Organ der Naturfreunde an, in dem es heißt: „Wir werden uns nun daran gewöhnen müssen, daß durch die Seilbahn von jetzt an zwei getrennte Schichten von Menschen auf die Rax kommen werden, daß sie kein Vorrecht selbstgeleisteter Kraft mehr ist. Daß nun auch die anderen, die bisher nicht konnten, nicht wollten, oben sein werden. Es wird das Bild, das neulich in einem Wiener illustrierten Blatt zu sehen war, wo vor dem Berghotel in Abendtoilette Shimmy getanzt wurde und der „Ober“ zu zwei richtigen Touristen, die Einlaß beehrten, sagte: „In diesem Aufzug können Sie hier nicht hereingelassen werden!“, ein Körnchen trauriger Wahrheit enthalten.“

Die Naturfreunde stehen in diesem Zusammenhang für die soziale Dimension des Tourismus: Rax und Schneeberg als Hausberge der Wiener sind seit Bestehen der Semmering-Bahn leicht erreichbar – sofern man Zeit und Geld hat. Wiener Naturfreunde, arm an beidem, aber reich an Kraft und Mut, erprobten als „touristische Eintagsfliegen“ 1898 ihre eigene Form des Zuganges: Samstag abends nach der Arbeit um Viertel vor acht Abmarsch vom Rudolfsheim im XIV. Wiener Gemeindebezirk, die ganze Nacht hindurch gewandert, am Sonntag auf dem Schneeberg, von dem aus sie dann Sonntagabend um 23.45 Uhr den letzten Zug in Payerbach erreichen konnten.

Heute ist das Schneeberg- und Raxgebiet touristisch eher „out“, die Hütten weitgehend unverändert. Darin liegen jetzt seine besonderen Qualitäten. Das verwunschene Südbahn-Hotel ist ein Symbol für diesen Wandel.

*Kramer, Dieter, Doz., Dr.
Kulturwissenschaftler*

DIE „BAUSCHÜBE“ IN KURORTEN und ihre (meist personellen) Ursachen am Beispiel von Baden bei Wien

Fremdenverkehrsorte – insbesondere Heilbäder und Kurorte – entwickeln sich meistens nach einem gleichen Schema. Am Anfang steht eine „natürliche“ Attraktion in Form eines Heilmittels oder einer Landschaft. Beide werden meistens von einem Arzt entdeckt, dem sich eine Leitperson zugesellt, die eine „Mode“ kreiert (in Ischl waren das die Sole, die Umgebung, Dr. Franz Wihrer, das Erzherzogsehepaar Franz Karl und Sophie und der „Salzprinz“ Kaiser Franz Joseph). Neben Persönlichkeiten wirkten häufig auch Gesellschaften (z. B. die Südbahngesellschaft beim Semmering), Sozialversicherungsträger und Gesundheitseinrichtungen (Kneippotte) als „Entwicklungshelfer“. Der Auf- und Ausbau beginnt mit den Unterküften, die diese Gründer benötigen, das sind Schlösser, Villen und Hotels. Dazu sind Architekten notwendig, die diese Berühmtheiten meist mitbringen. So bilden sich richtige „Bauschübe“, die den Orten ein ziemlich einheitliches Gepräge geben. Da Kurorte eine Mehrzweckfunktion ausüben (Gesundheit, Erholung, Sport, Gesellschaft, Kultur, Kongresse) und ihrer „berühmten“ Besucher wegen auch Repräsentation betreiben müssen, erwächst daraus die notwendige Infrastruktur für beide Aufgaben. Diese löst eine Zuwanderung neuer Berufe aus, die zu einer Umkämpfung des Ortes führt. Oft tritt dann später mit dem Wegfall solcher Grundlagen ein starker Rückgang ein, dem sich „Revitalisierungsversuche“ unter neuen Voraussetzungen entgegenstellen. Manchmal gelingen sie (Baden nach der russischen Besetzung), manchmal gelingen sie nicht (Semmering).

Dieser allgemeine Ablauf zeigt sich am Beispiel Baden bei Wien im einzelnen so:

1. Die Entwicklung des Schwefelbades erreichte im Auf und Ab seit der Römerzeit unter Kaiser Franz I. ihren Höhepunkt. Von 1803 bis 1834 weilte der Kaiser jeden Sommer in der Stadt und machte diese gleichsam zu seiner Sommer-Residenz. 1813 erwarb er das Kaiserhaus. Ihn begleiteten der Hof, der Adel, die Geldleute, die Politiker und die Künstler. Erzherzog Carl baute 1820/22 die Weilburg, Erzherzog Anton errichtete sein Palais 1816 in der Antonsgasse, 1818 entstand die Villa Hudelist (heute Heim der Kunst) und eine große Anzahl von Villen bis zur Rainervilla. Die Badegebäude über den Quellen verlangten eine neue Gestalt: das Ursprungsbad 1796, das Josefsbad 1804, das Leopoldsbad 1812, das Engelsbad und der Sauerhof 1820/22, das Frauenbad 1821, das Franzensbad 1827, der Peterhof 1821 und der Mariazellerhof 1825. Neben den Repräsentationsgründen erzwang der Stadtbrand von 1812 einen Wiederaufbau der Stadt, der rund zwei Drittel der Häuser erneuerte und im Rathaus und dem Theater wichtige öffentliche Gebäude aufführte. Der bedeutendste Architekt blieb Joseph Kornhäusel, der als Baumeister Anton Hantl und als Bildhauer Josef Klieber einsetzte.

2. Nach dem Tod von Franz I. mied dessen Nachfolger Ferdinand I. Baden. Auf ihn war hier ein Attentat verübt worden. Kaiser Franz Joseph vollzog dann den Wechsel der Sommer-Residenz nach Ischl. Nicht umsonst war er einer der drei „Salzprinzen“ (Erzherzogin Sophie hatte ihre Kinder erst



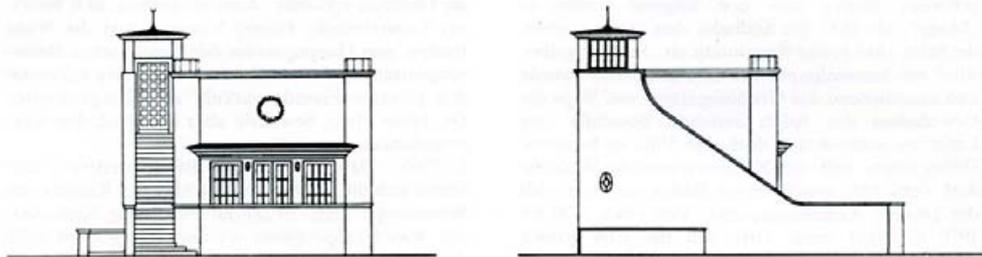
Einrichtungen eines prominenten Kurortes: das Spielcasino, gegründet 1934, im ehemaligen Kurhaus von 1884 und das Strandbad aus dem Jahre 1926

nach mehrjährigem Gebrauch der Solebäder in Ischl geboren). Baden kam erst langsam wieder in „Mode“, als 1841 die Südbahn den Ort erreichte, die Stadt 1848 in der Revolution als „Schwarzgelbowitz“ ein Sammelpunkt der „Gutgesinnten“ wurde und anschließend das Großbürgertum von Wien die Wohnheit des Adels annahm, ebenfalls „am Land“ zu wohnen und dort eine Villa zu besitzen. Dabei zeigte sich die Nachbargemeinde Weikersdorf – erst 1912 wurde sie mit Baden vereinigt – als der größere Anziehungspunkt. Von etwa 1870 bis 1910 erhielten beide Orte den nächsten großen „Bauschub“. Er umfaßte eine Unzahl von Hotels, die wichtigsten Villenstraßen und die neue Infrastruktur der Stadt Baden für den angestrebten „Weltkurort“ mit dem Thermalschwimmbad, dem Kurhaus, der Sommer-Arena, dem Theater, dem Herzoghof und der Ausweitung des Kurparks. Der Historismus und die Gründerzeit hatten dazu bekannte Architekten abgestellt: Siccardsburg und Van der Nüll, Wielemanns, Neumann, Fassbender, Katscher, Baumann, Gotthilf, Tölk, Helmer und Fellner, Schubauer, Otto Wagner, Luksch, Kähler, Müller und die beiden Krausz. Daneben gab es durchaus konkurrenzfähige Stadtbaumeister wie F. X. Schmid, Franz Breyer, H. Zimmermann und A. Voller. Die Wiener Lokalbahn bot zudem ab 1907 eine durchgehende zusätzliche Verbindung nach Wien und einen Anschluß nach Bad Vöslau.

3. In der Ersten Republik war es besonders Bürgermeister Josef Kollmann, der Baden zum „Karlsbad von Österreich“ machte. Dabei trat die Therapie, der Sport und das Casino in den Vordergrund. Das Standbad, die Trinkhalle, der Beethoven-Tempel mit einer Erweiterung des Kurparks und das Spielkasino erhielt Baden seine führende Stellung innerhalb der Heilbäder Österreichs. Als Architekten wirkten u. a. Bohn, Fischer, Luksch, beim Casino Pfann, Weisse, Hofmann und Haertl.

4. Nach 1938 wurde zuerst die Martinek-Kaserne als Großbau errichtet, dann veränderte sich Baden zur Lazarettstadt. Dieser Vorgang und die Wahl Badens zum Hauptquartier der Sowjetischen Besatzungsmacht nach dem Zweiten Weltkrieg schlossen den privaten Fremdenverkehr aus. Bürgermeister Dr. Julius Hahn bewahrte aber energisch den Kurortgedanken.

5. 1965 – damals wurde ich Bürgermeister – entschied sich die Stadt, den Anschluß des Kurortes an Westeuropa nach 10 Jahren Besetzung nachzuholen. Vier Etappenpläne setzten von 1966 bis 1988 die entsprechenden Maßnahmen, bei denen die Gemeinde als Planer und Bauherr gemeinsam mit der privaten Fremdenverkehrswirtschaft, den Gesundheitsorganisationen, der Republik Österreich und dem Land Niederösterreich einen weiteren „Bauschub“ einleitete. Grundlage bildeten dazu die Sozialversicherungsträger mit ihren vier Sonderkrankenanstalten, eine umfangreiche „Privatisierungswelle“ der Gemeinde, in der Hotelruinen an Private verkauft wurden, die daraus 5 Großhotels schufen und eine Erneuerung des Casinos 1955 und 1968, das seither dreimal vergrößert und adaptiert wurde. Dem Fremdenverkehr dienten weiter die Quellfassungen, das Kongreßhaus, das Kurmittelhaus, das Hallenbad, das Rosarium und der ausgebaut Kurpark. Die Einrichtungen der städtischen Infrastruktur wurden zur Gänze ausgewechselt oder erneuert. Dazu gehörten unter vielen anderen: Der Flächenwidmungs- und Bebauungsplan, der Verkehrsplan, das Strandbad, das Thermalschwimmbad, die Bezirkshauptmannschaft, das Amtgebäude für Gericht, Vermessung und Gendarmerie, die EVN, das Wiener E-Werk, die Post, das Rathaus, die Nö. Gebietskrankenkasse, die Pädak, die HAK, die Landesberufsschule, alle Höheren Schulen, 2 Kindergärten, 2 Volksschulen, das Krankenhaus, die Fernheizung, ein 3. Wasserrohrstrang,



Josef Hoffmann, Gartenpavillon für das Landhaus Böhler, 1910. Dieser Kleine Bau besticht durch seine Konzeption der großen Fläche über dem Einschnitt der Fenster-Türen sowie die dem Bau vorgelagerte Terrasse. Die seitlich am Gebäude hochgeführte gerade Treppe bildet die Verbindung zur Dachterrasse. Der heutige Zustand ist ruinös.

Aus: Salettl, Gartenhäuser von Josef Hoffmann, Hochschule für angewandte Kunst, 1985

eine biologische Kläranlage, die Sparkasse, die Volksbank, die Raiffeisenbank, der großvolumige Wohnbau und ein umfassendes Straßen- und Parkplatzprogramm. Daneben galt es, den mittlerweile vollkommen veränderten Vorstellungen auf dem Gebiete des Denkmalschutzes nachzukommen. Besonders gelungene Lösungen sind hier der Sauerhof, die Hahn-Villa, die Menotti-Villa, die alten Bäder, das Stadttheater, das Beethovenhaus und die Pfarrkirche. Aus der großen Zahl der Architekten seien beispielhaft herausgegriffen: W. Nemetz, R. Nemetz, Lorber, Zellhofer, Weber, E. Fischer, Bartak, Bergmann, Ceska und Musil, Schubert, Vater und Sohn Ortner, Möbius und Marchart, Bossew, Pfaffenbichler, Grünberger, Schöggel, Kammerl, Mistelbauer, Bukovac, E. und A. Presoly. Als Grundsatz wurde dabei eine möglichste Beschäfti-

gung Badener Architekten angestrebt. Die Bauten dieses Zeitabschnittes sind zerfahren wie die Zeit, das „praktisch-finanzbedingte“ Bauen hat die Architektur nicht gerade beflügelt. Der letzte „Bauschub“ zeigt außerdem deutlich, daß in Baden wegen ihrer Größe der Wohnort den Kurort auch im Baugeschehen dominiert. Daher wandeln sich die Funktionen des kommunalpolitischen Leitbildes auch langsam von Ergänzungs- zu Reibungsfaktoren, wobei vor allem der Verkehr eine Hauptrolle spielt.

Das Beispiel „Baden“ weist daher deutlich aus, daß bei „Bauschüben“ im Kurort die wirtschaftlichen Vorgänge stark durch solche „personell-soziologischer Art“ beeinflusst werden.

*Wallner, Viktor, Prof., HR, Mag.
Altbürgermeister von Baden*

DAS KAMPTAL UND SEINE BÄDER

Zur Geschichte und den heutigen Problemen

Wie auch andere von der Natur begünstigten Landschaften Niederösterreichs, erfährt das Kamptal in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. eine zunehmende Bedeutung als Erholungsgebiet und Standort zahlreicher und beliebter Sommerfrischen. Das abwechslungsreiche Tal, der Fluß mit seinen zahlreichen Schlingen und seinem eisenhaltigen, die Gesundheit förderndem Wasser wurden im Verlauf der francisko-josephinischen Epoche als Gegenpol zur zunehmenden Industrialisierung von den Städtern als urtümlich-romantischer Landschafts- und Erholungsraum entdeckt und bekannt. Am Unteraufstieg des Kampes zwischen Rosenberg und Langenlois entstanden aus schlechten bäuerlichen Siedlungen stark frequentierte Fremdenverkehrs- und Kurorte. Dabei entwickelte sich der Hauptort des unteren Kamptales, Gars, zu einer führenden Sommerfrische und einem mit hoher Infrastruktur ausgestatteten Nobelkurort, dessen Nächtigungszahlen zwischen 1910 und 1914 denen von Baden und der Semmeringregion nahe kamen. Auch die Nachbargemeinden wie Rosenberg oder Plank waren beliebte Erholungsorte der mittleren und höheren Wiener Gesellschaftsschichten. Mit der Eröffnung der Kamptalbahn 1889 erfolgte ein weiterer Aufschwung, die Erholungslandschaft war in Kürze von Wien zu erreichen.

In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg erreichte diese Entwicklung, mit der auch eine großzügige bauliche Ausgestaltung einherging, ihren Höhepunkt. Hotels und Pensionen, Kuranlagen mit Parks und ganze Villenviertel wurden in verhältnismäßig kurzer Zeit errichtet und veränderten dabei grund-

legend den Landschaftsraum in einem bürgerlich-städtischen Sinne von einer Agrar- zu einer Erholungslandschaft, deren Bauten und Einrichtungen der gründerzeitlichen Thematik und ihren Typen verpflichtet sind, in ihrer Ausprägung und Dekoration jedoch einer Stilschicht zwischen Späthistorismus, Sezessionismus und Heimatstil angehören.

Vielleicht läßt sich im Vergleich mit den klassischen Villenlandschaften wie Semmering, Salzkammergut und Bad Ischl, deren aufwendige und zum Teil spektakuläre Bauten einer internationalen Stufe, die mit den Begriffen Laubsäge- oder Schweizerhausstil umschrieben wird, für das Kamptal eine mehr regionale Komponente sehen, die in einer lokalen, handwerklichen Tradition wurzelt und von einer sparsameren Verwendung der dekorativen Elemente gekennzeichnet ist. Ein signifikantes Motiv sind die den Villen und Wohnbauten vielfach vorgestellten, in Spalier- bzw. Laubsägearbeit ausgeführten Holzveranden.

Ein besonderes – fast einzigartiges – Charakteristikum dieser Erholungslandschaft bilden die idyllischen Badeanlagen, die in Langenlois, Zöbing, Schönberg, Stiefern, Gars und Thunau erhalten sind und noch immer besucht werden können. Um Friedrich Achleitner zu zitieren, „sind diese hölzernen Badeanstalten, die heute bereits durch die Art der Konzeption kulturgeschichtlichen Wert besitzen, noch einige interessante Zeugnisse der alten Badekultur und seien durch eine Mischung von monumentaler Großzügigkeit und kleinteiliger Flächen-nutzung charakterisiert.“

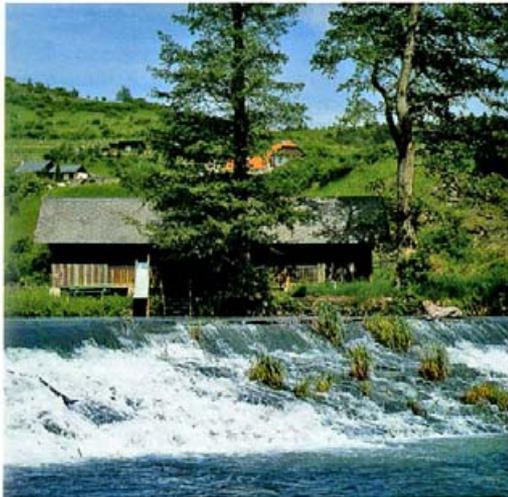
Der an mehreren Stellen durch Wehre aufgestaute Kamp mit seinem dadurch ruhigen und ehemals warmen Wasser eignete sich vorzüglich zum Bade-Fluß, der zum Schwimmen und zu Bootsfahrten einlud. Die schlichten hölzernen Badehütten des 19. Jhs. wurden um die Jahrhundertwende und bis in die zwanziger Jahre zu ansehnlichen Anstalten mit hölzernen Kabinentrakten erweitert. Diese wurden in verschalter Ständerbauweise über Bruchstein- oder Betonsockeln errichtet, flußseitig sind sie in hölzernen Lauben bzw. Veranden geöffnet und mit Zierelementen wie Türmchen, Spalierdekor und originellen Dachformen wie Mansard-, Pagoden- oder Schopfwalmdach – ausgestattet. Dazu gehörten Stiegen und Steganlagen, Liegewiesen und – wie in Gars und Thunau – Erfrischungshütten und Cafepavillons.

Im *Langenloiser Freibad*, das noch in Betrieb ist, wird der zweiteilige Kabinentrakt von einer mittleren Treppe und der flußseitigen Veranda erschlossen, die originellen, gestuften Walmdächer von Belichtungsbändern geöffnet.

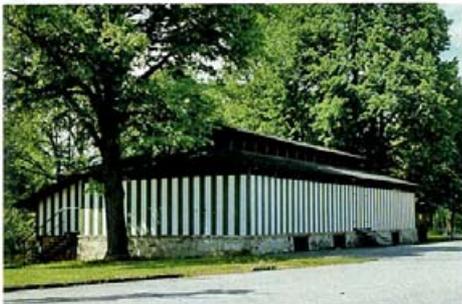
Im *Zöbinger Kampbad*, das sich nördlich der Ortschaft am hier aufgestauten und breiten Kamp befindet und über eine Wehranlage erreichbar ist, ist das rechteckige Badehaus erhalten. Seine Laube ist mit ausgeschnittenem Brettergeländer ausgestattet, die Fenster und Oberlichten mit Spaliergittern gefüllt. Rückseitig wurde der Bau durch WC-Anlagen erweitert, die ursprüngliche Raumaufteilung wurde durch teilweises Ausräumen der Kabinen verändert.



Das Langenloiser Kampbad



Das Bad in Zöbing ist ebenfalls noch in Funktion



In Schönberg wurde ein neues Bad errichtet. Das alte Bad ist heute ein Veranstaltungsraum.

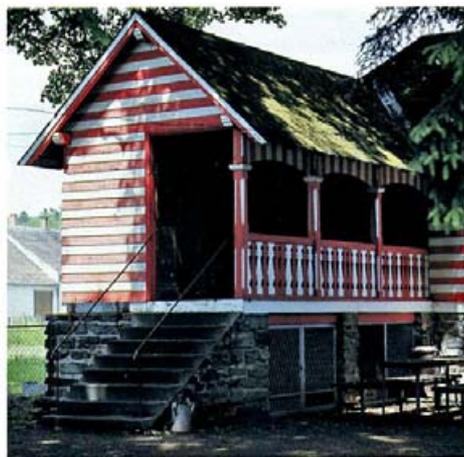
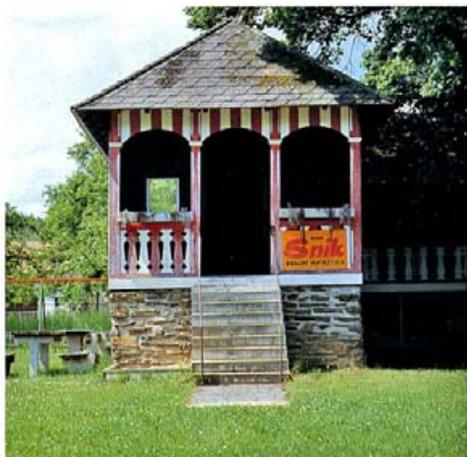
Die 1908 errichtete *Flußbadeanlage Schönberg* wurde 1973/74 zu einem Veranstaltungsraum umgewidmet. Der ansehnliche Baukörper steht parallel zum Fluß, im Typus ist er den oberen Badehäusern verwandt. Das an den Schmalseiten abgewalmte Dach wird durch einen Belichtungsaufsatz erhöht und abgesetzt, unter der Traufe befindet sich ein umlaufendes, ebenfalls verglastes Oberlichtband. Die Innenstruktur wurde beim Umbau gänzlich verändert.

Zwei kleinere, zum Teil erneuerte Badetrakte sind in *Stiefen* erhalten; es handelt sich dabei um schlechte Ständerbauten, die von flußseitigen Veranden erschlossen werden.



Das Bad in Plank am Kamp

Einen zu Recht hohen Bekanntheitsgrad genießt das direkt von der Durchfahrtsstraße erreichbare *Freiband in Plank*. Es wurde 1928 angelegt und ist nach wie vor in Betrieb. Die beiden hakenförmigen Trakte schließen das Bad zur Straße und seitlich ab, der dadurch gebildete baumbestandene Innenhof ist zum Kamp hin offen. Den Trakten über den hohen Bruchsteinsockeln sind an den zum Fluß schauenden Trauf- und Giebelseiten dreiaxig, segmentbogige Lauben mit ornamental ausgeführten Geländern vorgelegt, die Seitenflügel werden von etwas erhöhten Schopfwalmdächern überdeckt. Die Konstruktion ist eine horizontal verschaltete – rot-weiß gestrichene – Ständerbauweise, zur Belüftung sind unter dem Dachansatz Oberlichten mit Spaliergittern angebracht. Die Kabinen sind beidseitig eines mittleren, über Eck geführten Ganges situiert. Mit





Das stillgelegte Bad in Gars am Kamp

dem Fluß und dem gegenüberliegenden Gelände wird ein abgeschlossener, idyllischer Badebereich gebildet.

In *Gars und Thunau* befinden sich wohl die aufwendigsten Anlagen. Bereits 1884 wurde in Gars eine Badeanlage errichtet, die 1891 erweitert wurde. Durch den gestiegenen Bedarf wurde 1896 das heu-

tige Badehaus mit 40 Kabinen errichtet, das nochmals in den Jahren 1911/12 vergrößert wurde. Im dreigeschossigen mittleren, in Massivbauweise errichtetem Badehaus waren Wannenbäder untergebracht, seitlich schließen hölzerne Kabinentrakte an, die von Zwiebeltürmchen und Laubsägedekor bereichert werden; an der Suppé-Promenade sind vier hölzerne Kabinenhäuschen vom Anfang des Jahrhunderts erhalten.



Das Freibad von Thunau, heute Gars am Kamp

Gegenüber – heute durch eine Holzbrücke verbunden – befindet sich das weitläufige, 1928 angelegte Freibad Thunaus. Der längsrechteckige, über einem Bruchsteinsockel errichtete Baukörper wird vom mittleren Haupteingang symmetrisch geteilt, der Mittelteil wird von einem polygonalen Türmchen überragt, zum Kamp hin ist er pavillonartig ausgebildet. Die zweizeilig angeordneten Kabinen sind über die gesamte Längsseite von einer Holzveranda mit Sprossengeländer begehbar.

Weitere Badeanlagen befanden sich in Rosenberg – 1949 abgetragen –, sowie eine Flußbadeanstalt mit Badesteg am Altenburger Umlaufberg.

Die Bemühungen, die Kampbäder nach dem Zweiten Weltkrieg zu reaktivieren, scheiterten vor allem

an den in den 60er Jahren errichteten Stauwerken im oberen Kamptal. Die Temperatur des einst im Sommer bis zu 25° warmen Flußwassers sank beträchtlich, im unteren Kamptal gelangten wegen des intensiven Weinbaues Düng- und Spritzmittel ins Wasser, was den Algenbefall förderte. Doch mit der Verhinderung weiterer Kraftwerke in dieser einzigartigen Landschaft und der Hinwendung zu naturverbundenen Urlaubsformen gerade in dieser Region darf die Hoffnung auf ein Aufblühen der einst so stark frequentierten und noch immer weitgehend erhaltenen Kampbäder verbunden werden.

*HUBER, WOLFGANG
Freier Mitarbeiter des BDA*

TÖDLICHES TORKELN IM ALLMÄCHTIGEN ALMRAUSCH

Die alpine „Fremdenverkehrsarchitektur“ bemerkt nicht einmal ihre bevorstehende Selbstauslöschung

Im Urlaub sucht der Mensch Kontrast zum Alltag, er strebt nach Unverfälschtem, er ersehnt eine heile Natur, die es aber dort, wo Menschen leben und arbeiten, nicht geben kann. Natur ist nur ein verschütteter Zustand, der in unseren Alpentälern herrschte, bevor die Besiedelung und Bewirtschaftung einsetzte. Sie ist a priori vorhanden, während die Landschaft als sozio-kulturell geprägtes Phänomen erst a posteriori erfahrbar ist. Die Landschaft ist die ideologisch gefärbte Wahrnehmung einer „unschuldigen“ Natur; zudem ist sie einerseits das langfristige Produkt schwerer Handarbeit, andererseits das Ziel einer zeitbedingten Interpretation des Gastes, die aber stets ein rehabilitierendes Gegenbild zur Welt der Arbeit und Stadtzivilisation intendiert. Die Landschaft muß deshalb in der Zeit kontinuierlich einer Veränderung unterliegen, bei der Objekt und Subjekt einen Regelkreis bilden.

Die Attraktivität einer Landschaft entsteht in den Köpfen und unterliegt medialer Stimulation. Ist ein Ort anziehend, erwecken seine Bauten jenes Gefühl von Einzigartigkeit, das das Landschaftsbild unverwechselbar macht, dann wird sich der Besuch, der Umsatz und die Expansion der Bebauung solange steigern, bis die Attraktivität ausgereizt ist und der Gast sich anderen, nun adäquateren Zielen zuwendet. Tourismus ist ein Geschäft, das sich bei ungesteuertem Wachstum selbst die Basis, die intakte Landschaft, dadurch entzieht, daß die Verbauung in unangemessener Dichte und/oder in unverschämter Gestalt über die Schmerzgrenze fortgesetzt wird. Solange der Mensch nicht (selbst)regelt das System Fremdenverkehr – Landwirtschaft – Landschaft im Sinne der Bestandssicherung beeinflussen

kann, solange wird sich der Selbstvernichtungsprozeß fortsetzen.

Erst ein kulturell und nicht ein ökonomisch determinierter Gebrauch der Landschaft wird Bauten entstehen lassen, die auch langfristigen Wertmaßstäben genügen. Momentan gibt es offenbar noch einen ungeschriebenen Gesellschaftsvertrag, der die Angemessenheit der „Lederhosen-Baukonfektion“ absichert, sodaß keine Bürgermeister befürchten muß, wegen Zerstörung des Ortsbildes samt Gemeinderat davongejagt zu werden. Dazu „funktionieren“ diese Projekte von der Finanzierung über die baumeisterliche Schubladenplanung bis zur architektonischen „Prüfung“ auf das Vorhandensein des Standardkitsches so gut, als daß man sich diese Praxis von „ahnungslosen“ Außenstehenden vermiesen ließe. Die übliche Satteldach-„Jodlerei“ läßt an eine gebaute Tradition von den Urvätern bis in die Gegenwart glauben, die naturgemäß längst vom Mythos des harmonischen Landschaftsbildes nach dem Zeitgeist der stärksten Besuchergruppe abgelöst wurde. Bauen gerät so zum Kulissenschieben vor natürlichem Hintergrund, wobei jeder Kontakt zu den existenziellen Aufgaben der Gebäude verlustig geht. Die Inszenierung in der Fremdenverkehrsarena ist wichtiger als die Schaffung eines Lebensraumes, der neuesten Anforderungen in funktionaler und gestalterischer Hinsicht genügt.

Lieber ein Laienspiel in den Surrogaten des Alpenpathos als ein Leben in einem alle Erwerbsgrundlagen einer Region verarbeitenden Bauwerk; dieses geistige Fundament einer guten Fremdenverkehrsarchitektur muß alle Aspekte kollektiven Gedächtnisses, vor allem immaterieller Art, beinhalten. Ein



Carlo Mollino, Entwurf für ein Sporthotel auf 2600 m Höhe, 1945–47. Mollino thematisiert in diesem „Centro verticale“ die antagonistische Zweigesichtigkeit der Freizeitgesellschaft. Sein Projekt wirkt wie ein „Filter, in den man als Städter unten eintritt und oben als Schifahrer ankommt“

solches Fundament besteht aus den Essenzen, die Geschichte, Geographic, Volkskunde und Architekturtheorie bei der Untersuchung des Bauplatzes gewinnen konnten. Dem künstlerischen Akt des Entwerfens eine wissenschaftliche Basis zu geben, aus den Wurzeln das Konzept zu destillieren, muß das Ziel sein, wenn man in der alpinen Bau-Landschaft etwas bewegen will. Solange die materielle Ausschlichtung der Alpenregionen nicht mit einem Konsens über den kulturellen Gebrauch der Landschaft zur Deckung gebracht wird, geht die Richtung der Dorfentwicklung weiter auf Kollision und schleichende Selbstvergiftung. Dies gilt übrigens auch in hohem Maße für die in Ostösterreich mittlerweile epidemisch auftretenden Dorferneuerungsaktionen, denen es – wie die begleitenden Publikationen beweisen – müheelos gelungen ist, ein dem Tiroler Haus vergleichbares Klischee herauszuzüchten, ohne ein weitverbreitetes Problembewußtsein mitwachsen zu lassen. Die Bio-Bank und der satteldachbewehrte Getreidesilo im Hochhausformat sind Symptome einer Entwicklung im Flachland, der auf der Alpe die schindelgedeckte „Hütte“ mit hundert Gästebetten kongenial gegenübersteht. Die angedeutete Kollision von urbanen und ruralen Ansprüchen vollzieht sich heute in den Herzen der Dörfer und Städte; auch am Kirchplatz ist man noch einig, jede erdenkliche Verlogenheit zeichnen und bauen zu lassen, wenn sie dem für seligmachend haltenden Mimetismus entspricht. Es ist nur mehr die Frage: Wer wagt den ersten Schritt? Denn die Zeit ist reif, die guten Gäste spüren das und werden sich demgemäß orientieren, für eine einschneidende Umkehr im Wahrnehmen der Siedlungen und der Natur. Der Braunholz- und Zirbenstufenfetischismus muß ein Ende haben, sonst verkommt die bauliche Sprache unserer Bergdörfer endgültig zum Alpenklang mit niederländischem Akzent. Dieser Paradigmenwechsel wird viele der jetzt Mächtigen

dumm dastehen lassen; aber in jedem Kulturkampf bleiben „Opfer“ zurück. Mit der romantischen Deutung der auf Sparsamkeit und Existenzangst beruhenden bergbäuerlichen Lebenskultur ist man auf dem sprichwörtlichen Holzweg; Bauten für den Fremdenverkehr müssen die typologischen, topographischen und klimatischen Axiome des Ortes aufnehmen und dürfen sich nicht der Selbsttäuschung hingeben, die Einhaltung von Gestaltungsvorschriften würde schon einen kulturellen Anspruch begründen; vielmehr sind Gemeindebürger und Gäste in einem langwierigen Verfahren mündig zu machen für die Entscheide, welche über das Physische hinausreichenden Ansprüche an die Lebenswelt zu stellen sind.

Wenn man versucht, an Bauten für den Fremdenverkehr, exakter an Hotels, die geforderten Ansprüche exemplarisch darzustellen, gerät man in ein Dilemma. Die Zahl der Hotelbauten bleibender Qualität ist hierzulande so klein, daß man sie leicht an den Fingern abzählen kann. Das Tirol der dreißiger Jahre dominiert in dieser Reihe; vergleichbar sind nur einige gleichzeitig entstandenen Projekte in der Schweiz und in Italien. Gänzlich ratlos muß man die Frage nach einem zeitgenössischen Berghotel unbeantwortet lassen – ein umso bestürzenderer Umstand, wenn man die Masse der realisierten Objekte vor Augen hat.

Die vorzeigbaren Hotels sind Kinder der Moderne und daher in der Bevölkerung, die nach der Aufrechterhaltung lokaler Traditionen lechzt, sehr unbeliebt. Niemals würden solche Bauten heute Gnade vor dem strengen (aber kurzsichtigen?) Auge des Baugesetzes finden. Die Projekte Lois Welzenbachers zählen zum Besten, was in Österreich als architektonischer Reflex auf die Landschaft erschaffen wurde; die Bauten gehören aber auch zu den bestgehaßten. Ihre präzise Formulierung in bezug auf die Morphologie des Geländes, den Gang



Lois Welzenbacher, Turmhotel Seeber in Solbad Hall, 1930-31

der Sonne, die Attraktivität eines Fernblicks entziehen sich bis heute einer allgemeinen Lesbarkeit, da die direkte Bezugnahme auf die Natur noch immer nur feinfühligem Gemütern erlebbar bleibt; die Mehrheit der Rezipienten verfällt auf der Suche nach den Fetischen der „Trachtenindustrie“ in Wut, denn sie fördert keinen beruhigenden Verweis auf das „Blut- und Bodenständige“ zutage. So ist das



Emil Fahrenkamp, Hotel Monte Verità, Ascona, 1927



Siegfried Mazagg, Hotel Berghof, Seefeld 1930

Gio Ponti, Sporthotel Valmattello, Paradiso del Cevedale, 1936

Turmhotel Seeber in Hall ein bis heute, durch seine verbessernde, bauliche Entstellung allerdings nur mehr auf den eindringlichen Welzenbacherschen Fotos dokumentiertes Werk alpiner Architektur. Tief atmet hier der Geist der Moderne, das Denken Le Corbusiers läßt aus dem Hintergrund grüßen. Anschluß an den internationalen Stil sucht auch Emil Fahrenkamp mit dem Hotel „Monte Verità“ in Ascona. In den feinen Details der Metallkonstruktionen zeigt sich der Einfluß des Bauhauses; nichtsdestotrotz versprüht das Haus einen Hauch von fortschrittlichem Luxus ohne ein Motiv von altem Prunk. Ebenso von der reduzierten, geschwungenen Großform lebt das Seefelder Hotel „Berghof“ von Siegfried Mazagg; horizontale und vertikale Akzente sind angenehm ausbalanciert und mit ortsüblichen, doch nicht rustikal behandelten alpinen Attributen verbunden. Das Resultat ist eine noch heute überzeugende Großzügigkeit. Auch Gio Ponti arbeitet an seinem Hotel „Valmattello“ im Südtiroler Martelltal mit traditionellen Elementen, wie hölzernen Balkonbrüstungen und Fensterläden; allerdings werden sie durch die monotone Reihung und





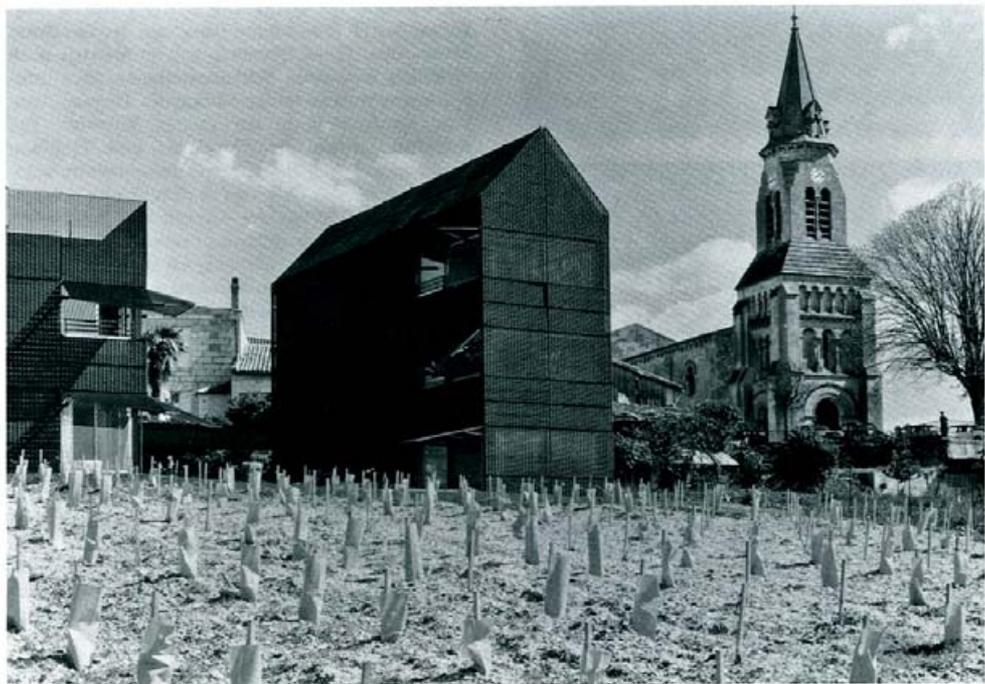
die Positionierung in einer großen, ruhigen Fassadenfläche zu kleinen Abstraktionen, die von dem massigen Körper sicher in der Wildnis der Ortlergruppe verankert sind.

Die Dynamik der Bergkulisse spiegelt sich im Baukörper des Hotels „Monte Pana“ auf der Gröden Seiser-Alpe; Franz Baumann gelingt hier wie auch in seinen bekannten Seilbahnstationen über Innsbruck eine zeitlose Interpretation des Themas „bauliche Intervention in der rauen Wildnis“. Die Begriffsrauer zwischen Moderne und Tradition beginnen sich hier in großer Gelassenheit aufzulösen. Die Kraft des Objektes ist daher kaum benennbar, aber sie ist an der Gewalt des Langkofels meßbar – und diese Referenz besticht.

Leichter ist es über Clemens Holzmeisters Hotel „Drei Zinnen“ in Sexten-Moos zu sprechen, denn er prägt virtuos den – auch imaginierten – Lokalkolorit so um, daß ein selbstverständlich wirkender Bau entsteht, der fast so eingeschätzt werden könnte, als wäre er immer hier gewesen. Holzmeister suchte zielsicher multikulturelle Archetypen auf und konnte so in jedem Ambiente bestehen. Auf eine weit abstraktere Ebene der Plastizität bogab sich Carlo Mollino mit seiner Schiherberge „Lago Nero“; der schilafende Entwerfer nahm mit dem Bau die Rasanz der Sportausübung assoziativ vorweg, er erfand für eine in alpinen Gefilden neue Tätigkeit einen neuen Ausdruck. Nur mehr die Ste-reometrie der Baumasse und die Materialwahl verweist noch rudimentär auf bäuerliche Vorbilder.

*Franz Baumann, Sporthotel Monte Pana, Gröden 1931
Clemens Holzmeister, Hotel Drei Zinnen, Sexten-Moos, 1930*

Carlo Mollino, Ski Lodge Lago Nero, 1946–47



Jean Nouvel, Hotel Saint-James, Bouliac, Bordeaux, 1987-89

Eine neue Lebensform, der Alpinismus, fand, wie zuvor der Schisport, eine gebaute Entsprechung in einer bergenden Konstruktion hoch auf dem Gran Paradiso. Das „Rifugio Vittorio Emanuele II“ von Armando Melis ist eine funktional determinierte Architektur, die trotz ihrer Strenge mehr über ihre Nutzung mitzuteilen vermag, als die an ihrer Stelle denkbare, herzige Allerweltsatteldachhütte. Alle diese Exempel sind selbständige, von künstlerischen Ansprüchen geleitete Werke, die ihrem Standort Unverwechselbarkeit zuwachsen lassen, die die Wirkung der Natur und damit der Landschaft noch stimuliert.

Um auch noch auf die allerjüngste Zeit verweisen zu können, sei das allerdings nicht in einer alpinen, trotzdem aber heiklen Landschaft gelegene Hotel von Jean Nouvel und Emmanuel Cattani vorgestellt. Der in den Weinbergen Bordeauxs situierte Betrieb bietet dem Gast einerseits Zimmer, die einem das Gefühl vermitteln, das Bett stünde mitten in der Landschaft, andererseits ist ein städtebauliches Konzept umgesetzt, das in einer fast brutalen Materialsprache spielerisch den Kontext zu den alten Bauten wahren kann. Das Unmögliche, das zumindest für österreichische Fremdenverkehrsregionen Undenkbare, ist hier Wirklichkeit geworden: eine avantgardistische, kompromißlose Architektur dient Gästen und Landschaftsbild gleichermaßen, ohne auch nur eine entfernte Anbiederung an den Lokalkolorit zuzulassen; über die Akzeptanz in der Bevölkerung ist allerdings noch nichts bekannt. Immerhin definiert auch dieser Bau ein Territorium des Außergewöhnlichen, ein Gebiet in das man als Gast gerne eindringt und an das man sich nach lustvoller Erforschung gerne zurückerinnert. Ein Erlebnis, das einem vor einer siebengeschoßigen Stahlbetonscheune mit einer Fülle gleichartiger Hotelmonstren in gemütlichem Dunkelbraun im Hintergrund wohl kaum erdulden will. Der Frem-

denverkehr und der Baumarkt betreiben kurzfristig die langsame Selbstauslöschung ihrer Existenzgrundlage. Bisher hat man das noch nicht für wahr nehmen wollen, denn die Steigerung der Nächtigungsziffer ist noch immer das stärkste Argument. Das Argument: „Unseren Gästen gefällt das!“ hat meist gezogen; nur die unverbesserlichen Architektur- und Kulturkritiker haben seit langem – wenn auch vergeblich – nach Ortsbezug, Effizienz und Angemessenheit gerufen. Nun scheint aber der Bogen der Leder-Loden-Luxus-Masche vom Qualitätsbewußtsein der Kundschaft überholt worden zu sein.

Im Sommer 1990 gab es, nach einem Bericht der „Tiroler Tageszeitung“ vom 19. Juli, „Kopfschütteln und empörte Proteste“ über die Neubauten der Saison – „langjährige Besucher gaben sogar ihre goldene Treuenadel zurück“. Angesichts der Orgien geschmacklos arrangierter Motive aus dem kaum mehr wiederzuerkennenden heimischen Repertoire kann man das niemandem verdenken. Jetzt wird die Rechnung für die Jahrzehnte stupider Verwertungs-sucht gelegt, endlich wird auch von Konsumenten gegen die dumpfe Monotonie der Alpenklischees polemisiert; trotzdem reiht sich ein Stück Konfektionsware an die andere, weil niemand erkennt, daß es nicht um den Bau von Häusern geht, sondern um die Vergütung von Plätzen in der Landschaft, um die Schaffung von mit Kultur durchwirktem Lebensraum. Mario Botta hat es schon kurz und bündig festgehalten: „Wir bauen nicht für einen Ort, wir bauen einen Ort“. Und vor allem bauen wir einen lebenswerten Ort für uns.

*Chramosta, Walter, Dipl.-Ing.
Studium Bauingenieurwesen und Architektur
Kulturpublizist*

*Abbildungen aus:
Hotelarchitektur in den Alpen, 1920–1940, Katalog Sexten 1989
L'Italia Costruisce, Milano 1954
A. Sarnitz, Lois Welzenbacher, Salzburg, 1989*

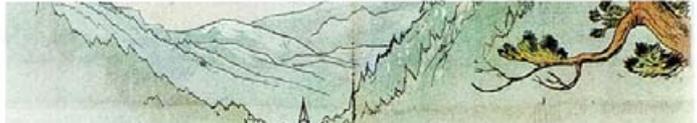
DIE GUTENSTEINER SOMMERGESELLSCHAFT

Im Biedermeier zog es begüterte Wiener zu Sommeranfang in die Weinorte der Umgebung. Tiefer hinein in die Täler des Wienerwaldes von Sparbach bis Kritzensdorf kamen in der Gründerzeit jene vermögenden Bürger, die sich Gespann und Wagen leisten konnte. Erst als von 1870 an neue Bahnlinien wie ein Stern in das Umland der Hauptstadt ausgriffen, erfaßte die Welle der luftthungrigen Wiener auch die Täler zwischen Reichenau im Süden und Rosenberg im Norden. Auch Gutenstein wurde eine großbürgerliche Sommerfrische. Daß sich hier überdies eine hochkultivierte Sommergesellschaft herausbilden konnte, ist dem Zusammentreffen und langjährigen Aufenthalt vieler außergewöhnlich begabter Persönlichkeiten zu danken.

Auch Rudolf Tyrolt, vielgerühmter Schauspieler der Wiener Theaterwelt, hatte sich Gutenstein als Sommersitz erwählt. Sein Gästebuch liest sich wie eine Ausgabe des „Geistigen Wien“, ein alljährlich erscheinendes Verzeichnis der künstlerischen Prominenz. Eine Anzahl seiner Freunde wie Architekten, Maler, Meister des Kunstgewerbes und Schriftsteller machten sich hier seßhaft, zusammen mit Ärzten, Juristen, Bankiers und Industriellen. Sie fanden gleichgesinnte Freunde unter den Einheimischen, die sie als ebenbürtig betrachten konnten: Die Kupfer- und Eisengewerke, den Notar, den Inhaber der kleinen Kuranstalt, den gräflichen Forstmeister, den Klosterprior. . . Nun erst konnte sich das herausbilden, was man als „Gutensteiner Sommergesellschaft“ bezeichnen kann, eine Institution, die sich formiert hatte, ohne konstituiert zu sein. Sie stand in regem Verkehr oder Kartenwechsel mit anderen „Sommergesellschaften“ wie jene in

Seewalchen (Paulick, Flöge, Klimt) und jene in Reichenau. Die Gutensteiner Sommergesellschaft hatte nur wenige Kontakte mit der bodenständigen Bevölkerung, wie etwa den täglichen Frühschoppen „unter der Plachen beim Bärenwirt“, wo auch Bauern und Kleinbürger verkehrten. Dennoch tat sich ein hochgestimmter Kreis von Talenten um Rudolf Tyrolt alljährlich zusammen, um den Einheimischen ein denkwürdiges Fest zu geben. Man verband damit einen karitativen Zweck. Vom Ertragnis dieses „Kaiserfestes“ erhielten Schulkinder aus den Einsichthöfen den Winter über ein warmes Mittagmahl. Das Plakat von 1894 nennt das reichhaltige Programm sowie die Mitwirkenden, durchwegs Stars der zeitgenössischen Theater- und Kunstszene. Die „Einladung zum Kaiserfest“ bildet den Höhepunkt eines Bildbandes „Sommerfrische der Kaiserzeit“, in dem die großbürgerlichen Sommerfreuden und deren Schauplätze lebendig werden. Vom morgendlichen Jagdvergnügen über die Teppunkte Tennisplatz und Schießstätte, über die Tarockpartie auf der luftigen Veranda und die intime Plauderei im weinumrankten Salettl, vom Dilettantenquartett im Salon bis zum Suppée auf der Loggia, all dies ließ sich in ungezählten Aufnahmen aus Gutensteiner Privatbesitz einfangen. Das Buch wurde 1990 von der Gesellschaft der Freunde Gutensteins zugunsten ihres Museums herausgegeben und ist als bibliophile Kostbarkeit nur in einigen Kommissionsbuchhandlungen und in Gutenstein (2770 Gutenstein, Postfach 11) erhältlich.

*Ast, Hiltraud
Museum in der Alten Hofmühle, Gutenstein*



Kaiser-fest in Gutenstein

Nieder-Oesterreich

zum Behen einer zu gründenden Suppenanstalt für arme Kinder der Schulen Gutenstein-Klosterthal.

Eustiger Jahrmarkt

im Dorfe vor dem Schlosse

mit Militär-Musik, Theater, Circus, Wiesnabstimmung, Tanzboden, Puschenschützen, dem Zieversinger Lerzet im Heurigenstube u. a. vielen Volksbelustigungen, unter gefälliger Mitwirkung des Männer-Vereinvereines „Gutenstein“, der Damen Fr. Wigi Kaiser, Fr. Louise Martinelli, Fr. Philippine Kuffel-Stengel, und der Herren Anton Amou, Oscar Kronz, Josef Giampietro, Conrad Löwe, Ludwig Martinelli, Georg Kuffel,

Dr. Rudolf Throll.

Zur Förderung des obigen Zweckes hat sich eine große Anzahl Dames bereit erklärt, auf dem Festtage alle Beköstigungen zu tragen.

Beginn des Festes um 3 Uhr Nachmittags. Eintritt auf den Festtag 30 kr.

Im Nachhinein an der Jahreszeit beginnt um 9 Uhr Abends in Haiders & Gmurs-Localitäten ein „Festabend“.
(Gütersteuer für je bewirtschaftete 1 so kr.)

Siehe das Lemm:

Architekt u. k. Hofarchitekt des Kaisers

Abad. Maler Otto Peters

Den absoluten Höhepunkte der Saison bildete das Kaiserfest. Es wurde von der Sommergesellschaft gestaltet und mit einem karitativen Zweck zugunsten der Einheimischen verbunden, der sogenannten Suppenanstalt. Von ihr erhielten Schulkinder aus den Einschichthöfen den Winter über eine warme Mahlzeit. Das Plakat vom Jahre 1894 wurde vom akademischen Maler Otto Peters gestaltet.



LITERATURHINWEISE

BENTMANN/MÜLLER

Die Villa als Herrschaftsarchitektur, Edition Suhrkamp, Frankfurt 1970

KRAMER D.

Der sanfte Tourismus. Umwelt- und sozialverträglicher Tourismus in den Alpen. Wien 1983

KRUCKENHAUSER S.

Das Bergbild mit der Leica. München 1938

POLLERROSS F.

Erinnerungen an das Kamptal. In: Kamptalstudien, 1981

SWOBODA O.

Alte Holzbaukunst in Österreich, Bd. 3. Salzburg 1986

Die Ware Landschaft. Eine kritische Analyse des Landschaftsbegriffs. Hrsg. F. Achleitner. Salzburg 1977

Landhaus und Villa in Niederösterreich 1840–1914. Hrsg. von Österreichische Gesellschaft für Denkmal- und Ortsbildpflege. Wien 1982

Loatwagen und Bussertzug. Das Kamptal um Schönberg als Landschaft für Winzer und Wiener. Katalog NÖ Landesmuseum. Wien 1982

Gars um 1900. Hrsg. von A. Ehrenberger und G. Layr. Gars am Kamp 1978

Die alten Freibäder am Kamp. Analyse einiger alter Freibäder am Kamp, bearbeitet von G. Macho und R. Schwingenschlögl. Tu Wien 1986

Hotelarchitektur in den Alpen 1920–1940, Katalog. Sexten 1989

Die Schutzhütten und Unterkunftshäuser in den Ostalpen. Hrsg. von der Sektion Wien des DÖAV, Dresden o. J.

Wien–Schneeberg. In: Der Naturfreund. Wien 1898





SO₂ BELASTUNG VON KALKANSTRICHEN – EIN ALTES PROBLEM

Die Vergipsung von Kalkfassaden (Umwandlung von Kalk in Gips durch SO₂ der Luft bzw. „sauren Regen“) ist ein bereits weit zurückreichendes Problem, nur daß früher die Vergipsung viel langsamer erfolgte und lokal sehr unterschiedlich war. Entsprechend dieser langsamen Vergipsung haben Kalkfassadenanstriche länger gehalten, sind aber letztlich doch einer Vergipsung anheimgefallen (Akkumulierung über längere Zeit). Dies kann man bei Fassadenuntersuchungen z. T. gut feststellen, vorausgesetzt die Fassade wurde stets mit Kalkfarbe überstrichen (und nicht abgekratzt) und die Proben stammen von einer nicht beregneten Stelle. Ein solches anschauliches Beispiel stammt z. B. von der Dreifaltigkeitskirche in Salzburg (Kuppeltambour, Ostseite, Nullfläche geschützt durch Hauptgesimse). Die Schichtfolge ist seit der Erbauung (1694–1702) ungestört.

Die Abbildungen zeigen Rasterelektronenmikroskopaufnahmen durch einen Querschnitt, der den barocken Feinputz (links im Bild)

und bis zu acht aufeinanderfolgende Malschichten enthält. Das erste Bild ist eine Elektronenrückstreuenaufnahme und entspricht einer Massendichteverteilung. Die Vergipsung der Kalkungen zeichnet sich hier durch Aufhellungen (Massenzunahme) bereits ab. Besonders deutlich wird die Vergipsung am zweiten Foto, das die Schwefelverteilung mit dem selben Bildausschnitt zeigt, und hier rein die Gipsverteilung darstellt (helle Punkte). Etwas Gips findet sich bereits im Feinputz (ursprünglich Naturputzfasade); die ersten drei Kalkungen sind vollständig vergipst, bei den restlichen fünf Fassungen ist meist nur die Oberfläche stark vergipst, während die Grundierung noch intakter Kalk ist (ein wichtiger Hinweis dafür, daß die Vergipsung während der jeweiligen Bewitterung der Malschichte erfolgte und nicht von jetzt stammt).

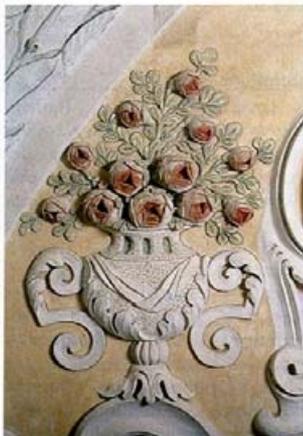
Die Schichten samt den Vergipsungen liegen gut übereinander, ohne Risse oder beginnende Abplatzungen dazwischen und das z. T. seit über 200 Jahren. Damit zeigen Untersuchungen an alten Farbanstrichen deutlich, daß für einen Kalkneuanstrich eine vergipste Kalkschicht einen hinreichend guten Untergrund abgibt. Damit wird deutlich die Möglichkeit des oftmaligen Überstrei-

chens einer vergipsten Kalkoberfläche und die Haftfähigkeit dieser Malschichten demonstriert. Darüber hinaus kann man ableiten, daß eine Fassade mit vergipsten Kalkanstrich unbedingt zunächst mit Kalk vorbehandelt werden sollte, selbst wenn dies nicht die Grundierung für eine neue Kalkfärbelung, sondern für ein anderes Farbsystem (z. B. Silikatfarbe) wäre.

*Dr. Hubert Paschinger
Bundesdenkmalamt – Labor*

Auf den folgenden Seiten informieren wir Sie über die wichtigsten derzeit laufenden Restaurierungen und die anstehenden Probleme im Bereich der Denkmalpflege.

Zusammengestellt von Dr. Axel Hubmann, BDA, und Architekt Gerhard Lindner.



Ardagger, Stiftskirche Hl. Margareta, Stuckdetail

ARDAGGER, Stiftskirche

Die Innenrestaurierung wird 1991 mit den Arbeiten im Langhaus fortgesetzt. Besonderer Schwerpunkt sind die denkmalpflegerischen Maßnahmen am um 1230 entstandenen, hochbedeutenden Margarethenfenster des Presbyteriums. Die Außenrestaurierung ist mit Ausnahme des Kreuzganges bereits abgeschlossen.

RAVELSBACH, Pfarrkirche

An der von Jakob Prandtauer 1721–1725 erbauten Pfarrkirche machten akute Durchfeuchtungs- und Putzschäden im Sinne der Substanzerhaltung eine Intervention dringend notwendig. Durch Wasserableitung, Putzsanierung und ein regelbares Heiz- bzw. Belüftungssystem soll der Klimahaushalt wieder in Ordnung gebracht werden.

WIENER NEUSTADT, Spinnerin am Kreuz

Die nach 1380 von Meister Michael (Knab?) errichtete, schlank gotische Steinsäule, die im

Norden der Stadt in einem kleinen Park steht, bedarf dringender Restaurierung. Derzeit wird das Objekt genau untersucht, um einen Maßnahmenkatalog für die Restaurierung erstellen zu können.

MELK, Stift

Die Arbeiten im Kolomani-Saal, am Troger-Fresko und der Architekturmalerie der Wände werden fortgesetzt. Im Bibliotheksbereich ist nach der nötigen Dachstuhl-sanierung – dieser drückte auf das Gewölbe, was Schäden an dem von Paul Troger stammenden Fresko verursachte – die Restaurierung der Malerei begonnen worden.

GRESTEN, Schloß Stiebar

Die statischen Probleme im Festsaal des 1597 erbauten, in seiner heutigen Erscheinungsform größtenteils auf das Ende des 18. Jahrhunderts zurückgehenden Schlosses machen restauratorische Maßnahmen in größerem Umfang notwendig.

PULKAU, Hl. Blutkirche

Die Arbeiten am Außenputz des Turmes und Langhauses der bedeutenden Kirche – 1398 bis Anfang des 15. Jahrhunderts erbaut – wurden 1990 durchgeführt, wobei auf die Erhaltung der originalen Putzsubstanz allergrößter Wert gelegt wurde. Die nötigen Ergänzungen und alle diesbezüglichen Maßnahmen haben unter fachlicher Mitarbeit und Aufsicht einer qualifizierten Restauratorin stattgefunden.



Pulkau, Hl. Blut-Kirche

WINZENDORF, Pfarrkirche

Renovierung abgeschlossen!

Wir haben über dieses Projekt bereits in den Heften 2, 3 und 5 berichtet und wollen hier nur einige Fakten und Empfehlungen des Vorsitzenden des Komitees zur Renovierung der alten Winzendorfer Pfarrkirche, Herrn Dipl.-Ing. Erwin Reidinger als Anregung für derartige Vorhaben präsentieren.

Der Pfarrgemeinderat von Winzendorf übernahm am 12. April 1988 die Initiative zur Renovierung der alten, durch einen Neubau nutzlos gewordenen Winzendorfer Pfarrkirche. Damit wurde der Grundstein gelegt für eine Renovierung, die sich bis zu ihrer Vollendung am 15. August 1990 als eine der billigsten, qualitätsvollen Renovierungen Niederösterreichs und als beispielhafte Aktion für die Einbindung der Bevölkerung in die Denkmalpflege entwickelt hat. Im Zuge der Renovierung war eine innige Zusammenarbeit zwischen Fachleuten und Laien, zwischen Bundesdenkmalamt, Erzdiözese und der

Bevölkerung in Winzendorf gegeben. Organisatorisch wurde das Projekt einerseits von einem Komitee getragen, in dem sämtliche Organisationen und Vereine der Gemeinde vertreten waren und andererseits von einem Projektleiter, der aufgrund seiner fachlichen Kompetenz, Planung, Bauleitung und Koordinierung in einer Person vereinigte. Über einen Zeitraum von 5 Jahren haben 1 x pro Woche viele freiwillige Helfer unter Mitarbeit des Projektleiters an Ort und Stelle gearbeitet!

Beteiligte Stellen:

- Erzdiözese Wien, Bauamt (Verwaltung der Subvention, Vergabe und Abrechnung der Aufträge, Teilfinanzierung) und Diözesankonservatorat (Beratung)
- Bundesdenkmalamt, Landeskonservatorat für Niederösterreich (ständige Betreuung und Beratung, Teilfinanzierung), Abteilung für historische Handwerkstechnik (Beratung, Durchführung eines Verputzseminars, Materialbeistellung), Abteilung für Bodendenkmalpflege (Aufsicht bei den Grabungsarbeiten)
- Bundesministerium für Wissen-

schaft und Forschung (Teilfinanzierung)

– Amt der NÖ Landesregierung (Teilfinanzierung)

– Marktgemeinde Winzendorf – Muthmannsdorf (Teilfinanzierung)

– Universität Wien (Untersuchung der Skelettfunde am Institut für Humanbiologie)

– einzelne Wissenschaftler und Restauratoren (für Baugeschichte, archäologische Funde, etc.)

– Komitee zur Renovierung der „alten Winzendorfer Kirche“ (Planung, Bauleitung, Eigenleistung am Bau, Auftragsvergabe, Verwaltung von Baumaterial, Teilfinanzierung)

Kosten:

Finanzmittel (Subvention): Amt der NÖ Landesregierung, Bundesdenkmalamt und Bundesministerium, Erzdiözese Wien, Marktgemeinde S 3.150.000,- oder 44%.

Eigenleistung Finanzmittel des Komitees (Spenden, Erlöse, etc.) S 785.000,- oder 11%.

Eigenleistung Arbeitsstunden: 8.500 Stunden von 179 Helfern (April 1986 – August 1990), bewertet mit 275,- S 2.337.500,- oder 32%.

Eigenleistung Projektleitung, bewertet mit S 950.000,- oder 13%. Gesamtkosten S 7.172.500,-.

Kriterien für den Erfolg und Hinweise für ähnliche Vorhaben:

1. Der Wille zur Renovierung muß aus der Bevölkerung kommen. Engagierte Bürger geben dazu meist den Anstoß.

2. Der richtige Zeitungsartikel zur richtigen Zeit verstärkt das Interesse.

3. Eine öffentliche Diskussion und Informationsveranstaltung bringt eine Identifikation der Bevölkerung zutage.

4. Ein Komitee wird gewählt, in dem alle Vereine und Organisationen der Gemeinde vertreten sind. Damit wird das Vorhaben auf eine unpolitisch, sachliche Ebene gestellt. Das Komitee hat



Winzendorf, Alte Pfarrkirche nach der Restaurierung

auch eigenes Budget (Spendengelder), um Engpässe bei der Finanzierung überbrücken zu können (z. B. Materialeinkauf).

5. Ein Projektleiter ist notwendig, der über die erforderlichen Voraussetzungen (Fachwissen, handwerkliches Können, Umgang mit Behörden) verfügt und die Bereitschaft hat, am Ort die Arbeiten auch praktisch zu führen.

6. Der sofortige Arbeitsbeginn im Einvernehmen mit dem Eigentümer nützt die Begeisterung. Danach müssen aber alle Fragen mit den zuständigen Stellen, die für die Durchführung und Unterstützung notwendig sind (BDA, Erzdiözese) geklärt werden.

7. Ständige Information und Mo-

tivation der Bevölkerung, Erfolge präsentieren (Stundenlisten, Spendenlisten, Bildberichte, etc.).

8. Alle Möglichkeiten zur Feier von Festen nützen (Weihe des Turmkreuzes, Glockenweihe, Wiederbelebung der Gruft, Kirtag).

9. Benefizveranstaltungen durchführen (z. B. von den Frauen organisierter Adventbasar), Bausteinaktion starten.

10. Alle wichtigen Beschlüsse im Komitee fassen, dazu die Sitzungen gut vorbereiten. Entscheidungen müssen gemeinsam getragen werden.

11. Arbeiten, die den Bestand des Denkmals gefährden könnten (z. B. Dachdeckung/Regen) müs-

sen vor Durchführung finanziell abgedeckt sein.

12. Bei schwierigen Fragen immer Fachleute einbinden. Neue Erkenntnisse und Ziele durch Rundschreiben bekanntmachen. Schwierigkeiten und unerfüllte Wünsche sind auch Teil eines derartigen Projektes!

13. Die Subventionsgelder auf Vorschlag des Komitees von befähigter Stelle (Bauamt der Erzdiözese) verwalten lassen.

14. Feierliche Eröffnung auf breiter Basis und Publikation des Erfolges und der wissenschaftlichen Erkenntnisse.



Nur ein kleiner Teil der freiwilligen Helfer von Winzendorf

Die Renovierung der alten Winzendorfer Pfarrkirche ist zum Glück nicht das einzige Beispiel für die aktive Beteiligung der Bevölkerung an der denkmalpflegerischen Arbeit. Viele Burgen, Ruinen, Kleindenkmäler, Wohnhäuser, Bürgerhäuser, Stadtmauern, etc. werden von den Bürgern unter Aufsicht von Fachleuten wieder instandgesetzt. Wir wollen daher in unseren nächsten Heften weiter über derartige Vorhaben berichten und ersuchen Sie, liebe Leser, um Ihre Hinweise über laufende oder geplante Projekte.

TRAUTMANNSDORF, Schloß

Das im 13. Jahrhundert urkundlich erwähnte, 1477 durch Matthias Corvinus, 1529 durch die Türken zerstörte Schloß wurde um 1817 als hufeisenförmige Anlage mit charakteristischem, einfachem Fassadendenkor neu erbaut. Nach Jahren des stetigen Verfalls scheint das Objekt durch den neuen Eigentümer nunmehr gerettet zu sein. Die Instandsetzungsarbeiten wurden im Dachbereich – Deckung und Dachstuhl – sowie an den Kaminen bereits begonnen; auch der verwilderte,

ehemals bedeutende Park wurde durchforstet. Aufgrund einer detaillierten Raumuntersuchung kann in absehbarer Zeit die Sanierung der Innenräume beginnen.

ARABURG, Burgruine

Der Kapellentrakt der, im Kern mittelalterlichen Bausubstanz, droht abzustürzen, wodurch eine umgehende Sicherung der gotischen Bausubstanz unabdingbar ist.

EGGENBURG, Stadtmauer

Seit über acht Jahren wird eines der markantesten Wahrzeichen Eggenburgs, die mehr als 2000 Meter lange mittelalterliche Stadtmauer, restauriert. Über eine Million Schilling wird jährlich dafür ausgegeben. Heuer beginnen die Arbeiten am ältesten Teil der Stadtbefestigung – an der Südwestmauer entlang der Schloßgasse. Eggenburg galt im 15. Jahrhundert als bestgeschützter Ort nördlich der Donau. Dank der Fassadenaktion und vieler Initiativen zur Erhaltung der zahlreichen Kleindenkmäler in und um Eggenburg hat sich die Stadt ihr historisches Gesicht bewahrt.



Lilienfeld, Stift

LILIENFELD, Stift

An der Nord-Seite des 1202 gegründeten Zisterzienserstiftes wird als Pilotprojekt für weitere derartige Maßnahmen im Stiftsbereich die Steinsanierung der spätromanischen Bausubstanz in Angriff genommen. Der Sandstein des aufgehenden Mauerwerks ist besonders durch Witte-rungseinflüsse an der Oberfläche stark beeinträchtigt.

PRIVATE INITIATIVEN ERWÜNSCHT!

In Hinkunft sollen private Initiativen stärker unterstützt werden, betonte Landeshauptmannstellvertreter Dr. Erwin Pröll anlässlich einer Pressekonferenz zum Thema Denkmalpflege, die im Stift Heiligenkreuz stattfand. Dies betrifft nicht nur Wegkreuze und Bildstöcke, sondern in verstärktem Maße auch die Erhaltung wertvoller Bausubstanz in Wohnhäusern und in für Wohnzwecke adaptierte Gebäude. Die Revitalisierung leerstehender Objekte und die damit verbundene Nachnutzung soll ein Schwerpunkt zukünftiger Denkmalpflegearbeit werden.

Das Land Niederösterreich hat 1989 45,7 Millionen Schilling, und heuer bereits 55 Millionen Schilling für Denkmalpflege ausgegeben.

LHStv. Dr. Erwin Pröll in Heiligenkreuz anlässlich der Pressekonferenz

ULMERFELD, Schloß

Die Gesamtinstandsetzungs-, Restaurierungs- und Revitalisierungsarbeiten an dem, aus dem 14./15. Jahrhundert stammenden Schloßobjekt werden im laufenden Jahr mit Maßnahmen im Bereich des Palas und des Tortraktes fortgesetzt. In Zukunft wird das Schloß als Jugendherberge mit Ausstellungs- und Seminarräume genutzt.



HEILIGENKREUZ, Stift

Bei den Arbeiten im Refektorium des Stiftes – die im Zuge der großen Gesamtrestaurierung durchgeführt werden – wurden auch Grabungen durchgeführt, da im Bodenniveau Veränderungen und Heizungseinbauten notwendig sind. Dabei konnten nicht nur wesentliche Erkenntnisse über die tatsächliche Baugeschichte gewonnen werden, sondern es gelang auch, praktisch eine Raumentiefe unter dem bisherigen Niveau des Raumes das mittelalterliche Kalefaktorium/Heizhaus zu entdecken. Die Baugeschichte des Hauses wird aufgrund der diversen Ergebnisse zu überdenken und zu korrigieren sein.

SEITENSTETTEN, Stift

Die seit 1983 laufenden Restaurierungen in der großen Stiftsanlage werden mit der Restaurierung der Ostseite des Konventtraktes ihren nunmehrigen Abschluß finden. Damit ist die Gesamtrestaurierung des Stiftscomplexes praktisch beendet.

